

NR. 595—**600**

JULI 1922

XXIV. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Genua / Glossen / Requiem und Derby / Das Komma /
Er ließ etwas streichen / Notizen / Die Zeitung / Sonntag /
Kärntnerstraße / Der Tag / Dialog / Vorlesungen / Nichts als
Enttäuschungen / Der Reigen / Aus meinem Tagebuch /
Der Zeit ihre Kunst / Glossen / Wien

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

K 1600.— / č. K 18.— / M 60.—

VERLAG 'DIE FACKEL', WIEN

III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 :: TELEPHON NR. 42255

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

DIE FACKEL

Nr. 595—600

JULI 1922

XXIV. JAHR

Genua ^{1 2}

... dort läutete ein halbnackter, behaarter Bauer ohne Kopfbedeckung in wilder Ekstase, die Haare flatterten im Winde, die Augen glühten im Feuer des Wahnsinns, während er mit wilden Sprüngen tanzend am Seile hing. Immer stärker erscholl das Geläute; der Unglückliche raffte seine letzte Kraft zusammen, denn in seinem Wahn glaubte er, daß durch die Glocke die Menschen herbeigerufen würden und ihm etwas zu essen bringen müßten.

Genua, wo man sie alle beisammen hatte, wäre eine wunderbare Gelegenheit gewesen, sie auseinanderzutreiben. Sie ist versäumt, wie der größere Anlaß, jenes Exempel zu statuieren, durch das den Profosen der Menschheit ein für alle Mal die Lust benommen worden wäre, Ehre und Gewinn solchen Amtes anzustreben. Ja, »wir waren längst zu schwach, sie aufzuhängen«, und das bißchen Leben, das uns nach dem Gut— und Blutsturz geblieben ist, taugt noch zum Nährboden einer schmarotzenden Politik, die an der Rettung verdienen möchte, was auch sie im Ruin verloren hat. Und die irdischen Überreste, denen Technik und Tinte gewährt haben, fortzuleben ohne Seele, ja ohne diesen Verlust zu spüren, sie können sich nicht einmal mehr vorstellen, wie unverwirrt und unverkürzt der Weg von der Wiege zum Grabe wäre, käme die Menschheit nicht immer wieder mit dem Wahn zur Welt, der im Shakespeareschen Symbol gezeichnet ist: »'s ist Fluch der Zeit, daß Tolle Blinde führen!« Nein, die Geduld, mit der die Völker dem Glücksspiel mit dem Einsatz ihres Glücks zusehen, wird nie zu Rande sein, nur bis zu jenem Rande reichen, wo, anders als in Glosters wohlthätiger Täuschung, der wahre Abgrund die mißbrauchte Blindheit erwartet. Die geistige Not nach diesem Weltkrach, der nichts bewirkt hat als daß Staatsoberhäupter gegen andere Kürbisse ausge-

1 In dem hier gezeichneten Milieu ist die Erscheinung eines Rathenau, die Zunftgenossen um etliche Kultur— und Moralgrade überragend, schlechterdings unvorstellbar. Wohl auch die jener ausländischen Staatsmänner, welche zu der unsäglichen Scheußlichkeit seiner Hinmordung immerhin ein Wort gefunden haben, das die Menschheit, an deren Zerreißung sie berufsmäßig arbeiten, zu verbinden scheint. Die österreichischen Machthaber, mit der Hebung der Autorität und des Fremdenverkehrs beschäftigt, haben bei aller Anschluß—, Kredit— und sonstigen Bedürftigkeit den Takt gehabt, zu diesem Ereignis strenge Neutralität zu beobachten und sich jeder Beifalls— oder Mißfallensäußerung zu enthalten. Wenigstens in der ersten Woche, wo man ihren Wunsch, Anteil zu nehmen, vielleicht mißdeutet hätte. Dann erst wurde ein Telegramm des Herrn Grünberger veröffentlicht, worin mit merklicher Anspielung auf die Herren Hainisch und Seipel, die wir besitzen, bedauert wird, daß Deutschland »um eine seiner stärksten Begabungen ärmer« geworden ist. Die Kondolenz soll mit einer Gratulation beantwortet worden sein. [KK]

2 Die Konferenz von Genua sollte das durch den Weltkrieg beschädigte internationale Finanz- und Wirtschaftssystem wieder instandsetzen

wechselt wurden, ist größer als die leibliche. Das hohe Erlebnis, von der Schande erlöst zu sein, daß Individuen durch nichts als das leider unbestreitbare Faktum ihrer Geburt dazu ermächtigt waren, andere in den Tod zu schicken, ist durchaus befleckt von der Pietät einer Nachfolge, die im Mißbrauch aller Prerogative den Völkern die Erkenntnis beizubringen scheint, daß das Regieren, wenn es schon nicht mehr ans Leben geht, doch in jeder Form nichts anderes sei als ein Angriff auf die Rechtsgüter der Freiheit und der Ehre, und den Besitz nur dort achte, wo er durch Raub oder Hinterlist erworben ward. Aber wenn vor einem Weltgerichtshof, an dessen Verhinderung alle Staaten gleichmäßig interessiert sind, den Schwerverbrechern auf dem Thron die Beteuerung, daß sie es nicht gewollt haben, woran sie, da sie es taten, doch schuldig sind, die Strafausschließung der verminderten Zurechnungsfähigkeit erringen könnte — nie war der Rechtssatz, daß dem, der es will, kein Unrecht geschieht, so geschaffen ein Klagerecht zu annullieren wie das der Völker, die durch den Schaden so wenig klug werden, daß sie ihn entweder noch einmal erleben möchten oder nicht mehr merken, daß er sich wiederholt. Sie befreien die politischen Händler, von denen sie sich regieren lassen, von der Verantwortung, deren die Monarchen schon durch eine Erziehung überhoben sind, die alles an ihnen mit Ausnahme des Hirnes und des Herzens für den Beruf vorgebildet hat. Denn sie, die immer Verlierenden, sind durch die geistige Entehrung eines Lebens unter solchen Auspizien, durch die Schmach, sich von subalternen Seelen ihren Anteil an den Erdentagen und ihr Recht auf die Erdengüter bemessen und allein durch die Möglichkeit dieses Systems sich verkürzen zu lassen, auch dermaßen auf alle Verluste eingerichtet, daß ihnen schon jeder Verwalter recht ist, wenn er nur sagt, er sei einer, und daß ihnen selbst der Schuster diesem Amt gewachsen scheint, wenn er nur so dumm und so schlecht ist wie der Kaiser, also alles mitbringt, was sie gewohnt sind. Aber während mit dem Schuster immerhin noch der nützliche Beruf versöhnen könnte, den er verlassen hat, erweist sich beim Staatswissenschaftler und beim Nationalökonom eben der Leisten, bei dem sie geblieben sind, als die Quelle aller Übel. Denn sie halten in ihrer Wissenschaft noch nicht einmal so weit, zu wissen, daß die Verwirrung des Staates und die Entwertung des Geldes auf ihre Wissenschaft zurückzuführen sind. Doch bewähren sie dafür eine untrügliche Geschicklichkeit, den Völkern die Illusion, daß es ihnen ohne sie noch schlechter gehen würde, zu erhalten, indem sie sie nicht nur im eigenen Lande bemogeln, sondern auch durch Veranstaltung internationaler Konferenzen zu retten versuchen. Der Weltkrieg, der vom Motiv her jede nur mögliche Belichtung zuläßt, könnte gewiß auch auf eine Verabredung der Militärs zurückgeführt werden, die ihnen ausgelieferten Nationen aufeinander loszulassen, damit einmal ein Zug in das Geschäft komme, was umso leichter zu verwirklichen war, als der technische Fortschritt dem Herrn des Feldes ermöglicht hat, ihm fern zu bleiben und allen Glanz der Blutfontäne mit dem Druck auf den Knopf zu verdienen. Der Weltkrieg könnte also ein Angriffskrieg gewesen sein der automatisch wirkenden und sich selbst bestätigenden Macht gegen eine Menschheit, die sich ein Damoklesschwert geschliffen hat und es für ein Ornament hielt, die gewöhnt hat, ungestraft unter Lorbeern wandeln zu können: der Triumph des Mittels über den Zweck, der ihm diene. Und so böte auch der diesem Weltkrieg entsprechende Weltfriede hinreichend Aspekte, um der staatsmännischen Bestrebungen gewahr zu werden, mit friedlich—schiedlichen Mitteln der Wohlfahrt der Völker entgegenzuwirken und die schon vorhandenen Interessengegensätze durch ein gemeinsames Interesse an den Gegensätzen zu verstärken. Die Tollwut, die sich im Stacheldraht des Paßwesens verfangen hat, weil sich noch im hin-

fälligsten Invaliden von einem Staat der Machtwahn austoben wollte, verwandelt an jeder Grenze Bürger von Republiken in eine von Viehtreibern gepeitschte Herde. Doch nichts auf der Welt ist nach einem Weltkrieg leichter herstellbar als das Einverständnis von Advokaten, sich dafür, daß sie sich über die Angelegenheiten ihrer Klienten nicht einigen können, von diesen nicht nur die Expensen zahlen zu lassen, sondern auch die Kosten des gemüthlichen Beisammenseins, das sich, welchen Verlauf auch immer die Konferenz nehmen mag, an ihn doch anschließen muß. Was da durch Wochen einfach aus dem Grunde geredet wurde, weil es sich die Welt nicht abgewöhnen kann, aufzuhorchen, wenn ein starker Schwachkopf den Mund auftut, und was da geschrieben wurde, weil die Fähigkeit, zu lesen, heute ausschließlich der Zeitung zugutekommt; was da aus der Tasche der Völker und vor allem der ärmsten, von den eigenen Machthabern geprellten und von den fremden beraubten Völker gefressen und gehurt wurde, weil eben Staatsmänner nicht nur den Staat, sondern auch die Menschheit repräsentieren müssen, wenn sie schon einmal zusammentreten, und weil das internationale Moment sowohl in den Diplomaten wie in den Kokotten und am glücklichsten in deren Zusammentretung zum Ausdruck kommt — dies alles ließe nur ein Staunen zu, daß der Zeitpunkt für eine Zusammentretung der Völker, die heute leider nur ein Passivbegriff ist, so lange auf sich warten läßt und daß es dem Völkerspazier, welches selbst den Kopulierungen und Pokulierungen von Erzbolschewiken und Erzbischöfen zuschaut, noch immer nicht beliebt, die Weltkinder in die Mitten zu nehmen, bis ihnen der Atem ausgeht. Aber die Völker sind ja nicht dabei und empfangen die Geschichte nur als Leitartikel, und da spüren sie's nicht mehr, daß sie mit ihrem Blut geschrieben ist. Und sie spüren die Kontraste dieser Welt nicht, deren Hunger zu Menschenfleisch greift und deren Politik zu Dinern, selbst wenn ihnen die Gleichzeitigkeit der Geschehnisse als die Nachbarschaft der Berichte vor Augen tritt, und nicht einmal, wenn die Sendboten jener Gegend, die Ströme von Tränen und Berge von Toten hat, durch die Nachtlokale von Genua dem jüngsten Tag entgegentaumeln. Hart ist die Welt gegen das Nahe und wie erst gegen das Entfernte, zu dem keine Brücke der Vorstellung mehr führt. Sie hat kein Miteinander, sie lebt im Durcheinander; und erlebt es nicht einmal als Nebeneinander:

Moskau, 13. April. (Funkspruch.) Aus Samara wird gemeldet: Im Bugutuslansker Kreise sind im Februar dieses Jahres 19.500 Personen *Hungers* gestorben. — Im Gouvernement Saratow betrug die Zahl der Hungernden am 1. d. 1.787.000 Menschen; von ihnen waren nur 30 Prozent einer Hilfe theilhaftig.

Genua, 13. April. Wie die Blätter berichten, wird die italienische Regierung Dienstag abend im Palazzo Ducale den Delegierten ein *Diner* geben.

Mit einem Wort und an einem Tag:

Genua 13. April. Nach einer Statistik der Konferenz sind am Montag 205.000 *Worte* von Genua aus telegraphiert worden, darunter 90.000 vom Pressehaus.

Und selbst dieses war überflüssig. Von allem Abscheu, den dieser Erdball bietet, mag der Anblick des Preßgesindes in den Hotelhallen von Genua derzeit das Abscheulichste gewesen sein. Mehr als die aus aller Herren Ländern herbeigeflogenen Kokotten von der Unentbehrlichkeit im Dienste des Überflüssigsten durchdrungen, die Frechheit des Berufs auf der Stirn, gehoben durch die Gelegenheit, zudringlicher als sonst zu sein, und durch die Wichtigkeit der Mission, eine authentische Lüge voreinander vorauszuhaben. Ein Schwarm von Gestalten, vor deren jeder das ligurische Meer sich ge-

bäumt hat und deren Fernwirkung noch den Ätna zum Speien gebracht haben muß. Immer bereit, aufzuschwärmen, Informationen zu saugen, immer hinter den Delegierten, die auch keine Freude der Landschaft gewesen sein dürften, »hinter den Tanzenden her wie die Häscher, leicht wie die Falter, die Rosentaunäscher«. Von den Mädchen, die den Strand bestrichen, sich nur durch geringere Anmut und durch die an jeden Bolschewiken gerichtete Frage unterscheidend: »Komm her, schwarzer Doktor, sag mir was!« Aber die Doktoren, die sich vielleicht doch manchmal des Angebotes erwehren konnten, fühlten sich außerstande, der Nachfrage zu widerstehn, und die Folge waren jener Wolkenbruch von Meldungen, jener Orkan von Stimmungen, jener Taifun von Schilderungen, kurz alle jene Unnaturereignisse, die durch sechs Wochen über das europäische Festland hereingebrochen sind. Der Unvorstellbarkeit einer Epoche, die es ertrug, ihre Wundmale mit dem Hohn schwarzer Lettern beschmiert zu sehen, wird späterhin leicht durch einen Artikel der Kölnischen Zeitung abzuheilen sein, eine Art Rechenschaftsberichts über die Leistungen der Presse in Genua, der sich in dem Stolz auf die eigene Unappetitlichkeit fast wie eine jener unvergeßlichen Beschreibungen von der Amerikareise des Wiener Männergesangsvereins liest. Ein sonderbarer Schlag. Sie, die immer wissen, was sie tun, vergeben sich immer. Sie sind doch bei allem naiv wie ihre Leser, die das Glück haben, nicht mit meinen Augen, meinen Ohren und zumal meiner Nase zu lesen.

Nachdem mit schlichter Bescheidenheit festgestellt ist, daß die Presse in der Konferenz von Genua »etwa die Rolle des Chors in der antiken Tragödie einnahm«, wird Ehre, wem Ehre gebührt, eingeräumt und eine Wahrheit ausgesprochen, von der man nicht weiß, ob sie mehr den Journalisten oder den Staatsmännern zur Ehre gereicht:

Beinahe alle Taten oder Reden der handelnden Staatsmänner waren auf jene *geheimnisvolle Macht* eingestellt, die man die Public opinion oder das »Weltbewußtsein« oder auch das »Gewissen der Welt« nennt, und das in erster Linie durch die Presse gebildet wird. Deshalb —

und wiewohl sie nicht schreiben kann —

waren die leitenden Staatsmänner der einzelnen Nationen, wenn sie nicht gerade durch Sitzungen oder Besuche abgehalten waren, *jederzeit für Journalisten zu sprechen*. — — Zwischen Lloyd George und der Presse hatte sich *geradezu eine Art von Intimitätsverhältnis* herausgebildet, und in einer der Konferenzen *durfte ein englischer Journalist sich vor Lloyd George stellen und ihn mit den Händen an den beiden untern Enden seines Rockkragens fassen und ihn fragen: »Nun sagen Sie mir, Mister Lloyd George!«*, ohne daß Lloyd George sich durch diese Vertraulichkeit im geringsten in seiner Würde beeinträchtigt fühlte.

Der deutsche Kollege könnte vor Neid bersten. So weit hat ers allerdings noch nicht gebracht, aber nur weil der Völkerhaß noch nicht vollständig abgebaut ist. Die deutsche Sprache ist ja im Ausland heute fast so verpönt wie bei den deutschen Journalisten. Gegen sie hat Lloyd George gewiß nichts; wemgleich sie ihn mit den Händen vorläufig nur anreden, nicht anrühren dürfen.

Oftmals hat er *in schwierigen Augenblicken die Macht der Presse einzusetzen gesucht* und, ohne sich um die laufenden Verhandlungen zu bekümmern, an sie appelliert.

Auch die Russen waren »Meister der Propaganda«, nicht minder die Franzosen, die jedem, der etwas wissen wollte, Rede und Antwort standen, »während man von den Deutschen« — die vielleicht etwas befangen waren oder,

wie der reinliche Rathenau, ihre Leute schon kannten — »nur sagen kann: Der Rest ist Schweigen!« Wie anders wirkt dies Zeichen auf sie ein:

Von der italienischen Regierung wurden der Presse, die man früher »Journaille«, um schlimmere Ausdrücke beiseite zu lassen, nannte, alle Erleichterungen gewahrt: schon auf dem Brenner verzichtete der Zollbeamte auf die Revision des Gepäcks, längs der Konferenzfront an der Riviera hatte die Presse freie und in ganz Italien nahezu freie Fahrt, was keinem Diplomaten gewährt wurde. Beinahe alle Festlichkeiten wurden zu Ehren der Presse gegeben.

Daraus entnimmt man zunächst mit Befriedigung, daß der Ausdruck »Journaille« auch schon in Italien Eingang gefunden hat, und mit Bedauern, daß er, so handlich er ist, derzeit wieder verleugnet wird. Gern hätte man auch die schlimmeren Ausdrücke erfahren, die der Vertreter der Kölnischen Zeitung, dem das ja nicht zu verübeln ist, beiseite läßt, und die die italienischen Minister gewiß nur noch im Kabinett, wenn sie ganz unter sich sind, gebrauchen. Was das Wort »Journaille« betrifft, so habe ich wohl das Verdienst, es in Umlauf gebracht zu haben, aber es stammt nicht von mir, wie hierzulande immer gemeint wird, sondern, wie schon einmal festgestellt wurde, von Alfred Berger, der es aber entweder bei Rochefort gefunden oder seinen Prägungen nachgebildet hat; von einem Manne, der zwar genug eigenen Witz hatte, es zu bilden, aber nicht genug Festigkeit, es zu behaupten, und der jedenfalls einen so beweglichen Geist besaß, daß er ihn auch im Umgang mit der Journaille zur Geltung bringen konnte. Interessant ist, daß die Zollbeamten in Italien, wenn Journalisten reisen, bereit sind, von einer Kontrolle der Bagage Abstand zu nehmen; in Österreich werden sie nur höflich. So gesichert ist aber das Ansehen des Standes auf italienischen Bahnen noch nicht, daß dort auch die Diebe die Koffer von Journalisten uneröffnet lassen würden. Dagegen überrascht es keineswegs, zu hören, daß auch in Italien nur für die zweite und die dritte Klasse zu zahlen ist und daß kein anständiger Mensch in der ersten fährt, da diese ausschließlich von Journalisten besetzt ist. Alles in allem ist es schon nicht unbegreiflich, daß Genua eine Anziehung auf die Angehörigen jenes Berufes ausgeübt hat, der für seine gemeinschädliche Tätigkeit von allen staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen durch die spontane Zuwendung solcher Vorteile entschädigt wird, die den Angehörigen der nützlicheren Berufe entweder überhaupt nicht oder nur durch Opfer an Geld, Zeit und Nervenkraft erlangbar sind. Nichts ist verständlicher als die Befriedigung, mit der da festgestellt werden kann:

Die Weltkonferenz war zugleich auch ein Weltkongreß der Journalisten,

Nun, nach Genua zieht es mich nicht. Aber daß sie einem, ausgerechnet, auch schon Honolulu verpestet haben, das ich mir immer als die letzte Zuflucht aus ihrer Sphäre vorgestellt hatte, als die Ultima Thule jener Preßfreiheit, die ich meine — das ist wahrhaft unerträglich! Doch sie kommen nicht nur bis dorthin, sie kommen auch von dorther. Denn:

Wenn nicht die Chefredakteure selbst, so waren doch die besten Auslandskorrespondenten der europäischen Presse in Genua erschienen.

Nicht nur die besten, nein, auch die seltensten:

Aus der Nachbarschaft des Nordpols waren die Bewohner der Insel der rauchenden Vulkane von Island erschienen, und —

Die Insel der rauchenden Vulkane von Island dürfte wohl leider identisch mit der Insel Island sein. Wie ihre Journalisten aussehen, kann man sich in der Tat

weniger vorstellen als das was ihre Vulkane täten, wenn deutsche Journalisten zu einer Isländer Konferenz gekommen wären. Sie hätten einmal Gelegenheit gehabt, von richtiggehenden Vulkanen zu berichten. Immerhin, gemütlich wars auch in Genua nicht und wiewohl es doch eine ausgesprochene Friedenskonferenz war, scheint es dort ziemlich kriegerisch zugegangen zu sein:

Zwischen zwei miteinander konkurrierenden Berliner Zeitungen, deren *Direktoren* beide *selbst* in Genua ihr *Hauptquartier* aufgeschlagen hatten, entwickelte sich eine wahre *journalistische Materialschlacht*. An sich war es nun wahrlich kein besonderes Kunststück, in Genua *an die Nachrichten zu gelangen*, da in der Casa della Stampa geradezu eine *Nachrichtenbörse* geschaffen worden war. Hier mußte man zwar vom frühen Morgen bis zum späten Abend »*in Stellung gehen*« und *auf der Lauer liegen*, aber dann erfuhr man, zumal von den liebenswürdigen italienischen Kollegen, auch alles, was man brauchte ...

Trotzdem wird mit Bedauern vernommen werden, daß sich in Genua »das Fehlen einer wirklich zuverlässigen und mit reichen Geldmitteln ausgestatteten deutschen Nachrichtenagentur sehr nachteilig geltend machte«. Wir haben zwar nichts vermißt, aber was wissen wir Laien, die nur lesen können, was sich noch alles melden ließe! Da können einem die Leute vom Bau Wunderdinge erzählen:

Der Vertreter des *WTB* hat zwar *geradezu ein Martyrium auf sich genommen* und getan, was er konnte — nachdem er schon durch vier Jahre die Westfront gehalten hatte — aber Nachrichten sammeln *und zugleich auch abtelephonieren* war für einen einzelnen auf die Dauer einfach ein Ding der Unmöglichkeit.

Das wird jeder fühlende Mensch, der im Krieg einen Bruder verloren hat, einsehen. Kein Wunder, daß »einer nach dem andern den Dienst aufgab« — was er sich im Krieg weder gegen das *WTB* noch auch nur gegen das Vaterland erlaubt hätte — »und zum Nachfolger aussuchte, wen er gerade finden konnte«. Das haben aber die Leser gar nicht gemerkt. Nur die Auguren wußten es. Sie wußten jedoch auch, daß es jenen nicht so sehr darauf ankommt, was gemeldet wird, sondern daß gemeldet wird.

Denn da die meisten die Nachrichtenübermittlung der Agenturen nicht für ausreichend sicher hielten, wurden *dieselben Tatsachen* nur *mit anderen Worten und anderen Fehlern unzähligemal abtelephoniert*.

Der Leser merckt nicht und das »Gewissen der Welt« findet sich damit ab.

Manch ein politischer Pegasus wurde somit vor den Reportagekarren gespannt. Und da häufig ein Korrespondent zugleich Nachrichten sammeln, *abtelephonieren*, politische Leitartikel oder Feuilletons schreiben sollte, so kam besonders dort, *wo die Konkurrenz hineinspielte*, etwas *Unruhiges und Zappliges* in die deutsche Presse, und ein bekannter, *sehr deutschfreundlicher* italienischer Journalist *sagte mir geradezu: »Ihr Deutsche seid total verrückt.«*

Was mögen erst die andern gesagt haben? Wie man sieht, nimmt auch der Korrespondent der Kölnischen Zeitung sein Blatt nicht vor den Mund und macht aus seinem Herzen nicht die Mördergrube, die es von standeswegen sein müßte, wenn anders der Mann, der Ernst Posse heißt und der sein Chefredakteur ist, die Wahrheit gesagt hat, als er stolz ausrief, daß »ohne die Presse der Krieg weder in seinen Entstehungsursachen noch in seiner Durch-

führung möglich geworden wäre«. Der Korrespondent geniert sich gar nicht: mit dem Mangel an Zimmerlichkeit, den die Vertreter des Weltgewissens in Genua bewährt haben, enthüllt er ihn. Aber an allem Ärger, das es da gab, ist Genua schuld und nicht die Korrespondenten. Die Lage von Genua ist für die Aufgabe, über die Lage der Welt etwas von besonderen Seiten zu erfahren, ungünstig. »Mit einer gewissen Wehmut« muß er an die Konferenz von San Remo zurückdenken. Dort war man, ohne daß man sich besonders anstrengen mußte, »jederzeit aufs Beste unterrichtet«. Die Nachrichten flogen einem wie die gebratenen Tauben in den Mund, die man freilich auch in Genua nicht entbehren mußte. Aber in San Remo brauchte man weder die Füße anzustrengen, um zu schreiben, noch die Hände, um zu reden. Mit diesen schrieb man, mit jenen tanzte man, wie sichs gehört:

Man konnte unter der tropischen Vegetation des Paradiesgartens sitzen oder auf seinem idyllischen Zimmer einen Artikel schreiben *oder auch abends eine Tarantella riskieren*, und man hatte niemals das Gefühl der Unsicherheit und des Unbefriedigtseins.

Die Möglichkeit, einen Vertreter der Kölnischen Zeitung die Tarantella tanzen zu sehen und noch dazu ohne jedes Gefühl der Unsicherheit, ist allerdings schon einen internationalen Kongreß wert. Hatte man aber in San Remo alle Staatsmänner bei der Hand, um sie, wenn es erlaubt war, am Rockkragen zu fassen, so mußte man in Genua 50 Kilometer auf dem Laufenden sein, um einen von hinten zu erwischen, weil sich die »Front der Konferenz« — Krieg ist Krieg — auf diese Länge erstreckte. Man kann sich da die Unruhe und Zappligkeit, die in die deutsche Presse kam, schon erklären. Im Druck erscheint ja alles etwas gebändigt, aber im Leben mag es toll genug gewesen sein und der Eindruck, den der deutschfreundliche italienische Journalist hatte, nur zu berechtigt. Sogar der Vertreter der Kölnischen Zeitung, der doch ein alter Tarantellatänzer ist, gibts ohne Umschweife zu:

In der Tat hatte diese nervöse Hast, die sich *hauptsächlich in der Sprache* verriet, bisweilen etwas *Tragikomisches*. »Haben Sie das schon 'gegeben'?«, fragt einer *unruhig tastend* den andern, und er erhält zu seinem Entsetzen die Antwort: »Oh, darüber steht ja schon ein spaltenlanger Bericht in meinem Blatt.«

Nun, das ist nicht gerade tragikomisch, aber es kommt noch grauslicher:

Ein junger Mann tritt hinzu und ruft triumphierend: »Eben habe ich eine sensationelle Nachricht *hinübergeschmettert!*« und erzählt, um was es sich handelt. Darauf erwidert ein *Agenturenonkel* mit Ruhe: »*Diesen Zimt hat ja mein Fräulein schon längst hinübergeworfen.*«

Man erfährt, was das Weltgewissen, das in erster Linie durch die Presse und ihre Agenturenonkel gebildet wird, von den Ingredienzen hält, die in seiner Teufelsküche zur Bereitung des faulen Zaubers verwendet werden.

Eine weitere, oft gehörte Frage ist: »Haben Sie schon *Anschluß* gefunden?« und »Wie *liegen* Sie?«

Da man offenbar bei der zweiten Frage vermuten könnte, daß sie einen Druckfehler enthält, und bei der ersten, sie sei an einen Österreicher gerichtet, so beeilt sich der Kommentator zu erklären, daß es sich nur um das Telefon und um die Reihenfolge, in der man drankommt, handelt.

Einer von der Provinzpresse, der aber über Berlin telephonierte, klagt seufzend: »Die Berliner haben wieder den ganzen Draht '*belegt*' und sieben Gespräche gleichzeitig angemeldet.«

Offenbar noch ganz im Geiste des Dahingegangenen: nichts als Gespräche und Bomben.

Da kommt einer dieser Berliner aus dem Telephonzellenraum gelaufen und ruft mit rotem Kopf: »Ich war gerade dabei, meinen Bericht 'hinüberzuspucken', und die verflu... Delegation hat mich jetzt schon zum zweitenmal 'abgebrochen'!« Und in seiner Wut fügt er am Ende seiner *Entladung* hinzu: »Bloß damit der Ebert beim Abendessen etwas zu erzählen hat!«

Aber wenn sich das richtiggehende Weltgewissen nichts draus macht, das Wichtigste, was ihm aufliegt, hinüberzuspucken — und diese Spucke ist die tägliche Ambrosia von Millionen —, so hätte es in Gottesnamen auch noch zu Ende verfluchen und sich nicht selbst abbrechen sollen, umsomehr als ja gerade erst das »cht« den richtigen Spucklaut bildet.

»Wer weiß, wann ich nun heute noch dazu komme, den Rest *hinüberzupusten* — «

versetzt der erregte Berliner nach einer Pause. Man sieht, ihm ist, wie er selbst sagen würde, die Spucke vergangen, er wird aber natürlich durchhalten und bis zur letzten Puste von Mann und Roß abtelephonieren. Denn die Leser des Lokalanzaja warten doch schon auf die neusten Expektionen. Nur Geduld, gut Ding braucht Weile:

Während er resigniert dasteht, ruft plötzlich eine der reizenden Telephonbeamtinnen —

(Alter Tarantellasteiger!)

den Namen seiner Zeitung und die Nummer einer Telephonkabine durch den Raum.

Wo die Not am größten, ist die Hilfe des deutschen Gottes am nächsten:

Als ob er die Wirkung von zwölf Karlsbader Pillen verspürte, stürmt der Aufgerufene in den Zellenraum und *verschwindet*, die Tür hinter sich zuschlagend und mit Hast die Stahlspange mit den beiden Hörern sich über den Kopf spannend, in einer der dreizehn Kabinen.

Was tut hier das Weltgewissen? Spuckt es, pustet es oder entlädt es sich von der Wirkung von zwölf Karlsbader Pillen? (Die Wiener Kollegenschaft, die nur »bläst«, hatte sich gewiß durch die Protektion der Telephonbeamtin — im Momentello — ein Hintertürl gesichert.) Man sieht, wir sind bereits in der Sphäre jener fahrenden Sänger, die auf hoher See den ansteckenden Humor entwickelten, der nicht nur ihnen selbst, sondern sogar manchem Leser des Festlands das Speien ermöglicht hat. Und wie er pustet und wie er spuckt, das hat ihm der Korrespondent der Kölnischen Zeitung glücklich abgeguckt:

Fräulein, haben Sie verstanden? E wie Ebert, M wie Müller, E wie Emil ... Fräulein, verstehen Sie? ... Ja, warum denn nicht? *Ich verstehe Sie ja!* E wie Ebert, M wie Müller ... noch nicht? Herrgott, *was soll ich bloß machen*, ich kriege ja meinen Bericht nicht rüber! Fräulein, E wie Ebert, Fräulein, M wie Müller ... na endlich, Gott sei Dank, weiter!«

Aber der deutsche Leser, dem das in der Zeit der größten Papiernot dargeboten werden kann, hält sich für keinen Analphabeten. Der Korrespondent führt die Schwierigkeit auf »atmosphärische Störungen in den Alpen« zurück. Da mag er ganz recht haben, doch ein Naturwunder ist es nicht, wenn sich die Elemente gegen die Verpestung der Atmosphäre sträuben und die Alpen sich als unüberwindliches Hindernis für Authentisches bewähren. Da hilft kein Kölner Wasser, man spürt im Gegenteil erst, in was für eine Gesellschaft man geraten ist:

Wer in der »Hochsaison« des Tages, da die Zeitungen vor Redaktionsschluß noch mit Nachrichten »*gespeist*« werden, in diesen

Raum kommt, glaubt, daß eine *Fütterung von Raubtieren* bevorstünde —

erzählt der Kollege, dem man auch eine Grammatik durchs Gitter werfen sollte —

nur daß diese sich in diesem Fall am andern Ende des Drahts befinden. Der eine »*brüllt mit Rom*«, der andre »mit Paris«, ein weiterer »mit Berlin«, noch einer »mit Base«, und so oft dreizehn Stimmen wirr durcheinander, und man denkt dann an den Stier von Uri, an den Indianer auf dem Kriegspfad, an die Löwengrube Daniels und an die Stimmen der Verdammten im Jüngsten Gericht. Der Berliner kommt aufatmend mit zerzaustem Haar aus der Zelle zurück —

die den deutschfreundlichen Italiener, der doch gewiß nicht gern hat, daß mit Rom gebrüllt wird, an die Gummizelle erinnern würde —

»Gott sei Dank, ich habs jeschaft, *der Rest* ist drüben!« Der Vertreter des Provinzblatts blickt melancholisch vor sich hin und richtet an sich eine Reihe aufregender Fragen: »Was wird meine Redaktion zu dieser 'Bedienung' sagen? Wir werden ja wieder von der ganzen Konkurrenz 'geschlagen'! Soll ich meine Sachen nicht lieber *auf den Telephondraht legen*? Liege ich denn überhaupt 'politisch' *richtig*? Frau, *halte mir doch den Draht*, ich gehe in den obern Saal und sehe, ob ich noch 'was kriege'.« Als ich die Frau des Betreffenden eine halbe Stunde später nach dem Verbleib ihres Mannes frage, sagt sie mir freudestrahlend vor ehelichem Glück: »*Mein Mann 'hängt' ja seit fünf Minuten*, und wenn die Delegation ihn nicht 'abschneidet', *bringt er alles durch*.« Wenige Augenblicke später kehrt er mit *Perlen des Schweißes* auf der Stirn und *leuchtenden Augen* selber zurück: »So, das hatten wir wieder einmal 'geschmissen'.«

Kein Druckfehler. Aber mich erinnert nicht so sehr an den Indianer als an den Schmock auf dem Kriegspfad und nicht so sehr an die Stimmen der Verdammten im Jüngsten Gericht als an die Schreie jener Barden, die die Neue Freie Presse den Balkanarmeen zugeteilt hatte, damit sie sie mit Herbstzeitlosen aufmunterten, und denen die bulgarischen Telegraphenämter erfolgreichen Widerstand entgegensetzten. Wer hätte es vergessen:

»Dann ging der Ärger los mit den Depeschen. Wir hatten, wenn auch keine Schlachtberichte, so doch unsere Eindrücke zu telegraphieren — wir hatten ja auf der langen Fahrt Zeit genug gehabt, Eindrücke zu sammeln. Und nun standen wir da und konnten sie nicht los werden ... Ich ließ meine erste Depesche um 8 Uhr morgens los, als ich um 6 Uhr abends mit einer anderen Depesche an den Telegraphenschalter kam, saß ein Beamter in seinem Stuhle und studierte alle die schönen Impressionen meiner gestrigen Reise, die ich in 664 Worte zusammengepreßt hatte. Daß ich über diesen Anblick nicht sehr erbaut war, kann man sich gewiß leicht denken.«

Trotzdem mußte damals schon zugegeben werden, daß »nichts deutlicher für ihren Fortschritt spricht als das Entgegenkommen, das sie den fremden Korrespondenten beweisen. Sie wissen ganz genau, daß wir die öffentliche Meinung Europas repräsentieren, daß Europa durch unsere Augen sieht«. Stolz und Sorge der Mission wurden im Jargon von Kibitzen einer Tarockpartie Europa anvertraut, also in einer Sprache, die Europa auch schon spricht. Es war wie in Genua:

»Ich weiß nicht, wie es am Tage des Sieges in der Hauptstadt, in Sofia, aussah, aber das eine weiß ich: in Stara Zagora gibt es zwanzigtausend Bulgaren und achtzig ausländische Korrespondenten, und die zwanzigtausend Bulgaren zusammen waren nicht so aufgereggt wie wir achtzig ... So eine Sensation wie der Fall von Kirkkilisse, und man kann sie nicht telegraphieren!«

Der Weltkrieg hat dann, entsprechend seinen Dimensionen, die Platzvertreter Europas zur Repräsentanz des Weltgewissens emporgehoben. Aber lebhafter noch als der Ton von damals, wo mit denkwürdiger Chuzpe die Schwierigkeiten und Schmierigkeiten des Metiers vor den Zweck der Übung, über den Krieg zu berichten, ja vor den Krieg selbst gestellt wurden, klingt ein anderer Ton an. Wiewohl es sich doch mehr darum handelt, den Preßbengel in Aktion als den Vereinsmeier im Ruhestand vorzuführen, steigt die Erinnerung jener Tage auf, da uns noch der Himmel voller Geigen hing und, dank der Neuen Freien Presse, der Horizont voller Gattjen von Sangesbrüdern, den Passagieren jener Banausenfahrt, die das begleitende Schmocktum mit so furchtbarer Plastik verewigt hat. Es ist ganz das einfältige Behagen einer Detailmalerei von Vorgängen, die die unappetitliche Privatsache von Personen bilden, die man durch keine anderen Mitteilungen interessanter machen könnte. Dieselbe Probe von jener Möglichkeit eines hemmungslosen Journalismus, durch die er seinen Zweck, Aufklärung zu verbreiten, restlos zu erfüllen glaubt. Vom Rotwelsch der Zunft abgesehen, das der Kollege mit etwas tölpelhaften Anführungszeichen hervorhebt, ist es ganz und gar das Niveau, auf dem Aperçus und Dialoge gesprochen und gemeldet wurden wie diese:

»Ich hab mich ja eh vorige Woche dreimal gebadet, es ist nur, daß der Schwitz 'runter kommt, und so', erklärt der untere und geht ans Waschen. Wo ist denn mei' Reibsack!?' — 'Verbrauchen S' nicht 's ganze Wasser! warnt der obere. — 'Es bleibt ihnen eh' noch ein halber Liter; wo haben s' denn wieder mein' Hosenträger hinmanipuliert?'« ... »Viele machen es wie Herr Ackerl, legen sich nach dem Frühstück in die Bordstühle und schlafen weiter« ... »Da schlängelt sich Herr Dworaczek von einer Gruppe zur andern, die Verlegung der nachmittägigen Probe auf elf Uhr vormittags ankündigend, weil abends das Kapitänsdiner stattfindet.« ... »'Was, den Frack soll ich auspacken? — da geh' ich gar nicht 'nunter, hab' keinen Platz zum Einpacken.' — Dieser Gedanke ist in allen Variationen zu hören, und mancher fährt aus seinem Schlummer mit dem Schreckenswort: 'Was? Frack?'« ... »Der Ruf: 'Delphine' wirkt wie ein Alarmsignal. — 'Wo? Wo?' — 'Hier, dort, aha, hier auch einer, o, viele!' — 'Singen wir etwas, vielleicht kommen sie näher!'« ... »Bei diesem unvergleichlichen Schauspiel unterbricht auch Frau Schneck die Stickerei der Autogramme hervorragender Mitglieder der Reisegesellschaft.« ... »'Bitt schön, wie komm i denn auf den Franziskanerplatz?' fragt die Frau des Vereinskassiers.« ... »Der erste Seekranke war Herr Sild schon in den ersten Tagen der Reise und laboriert seither noch immer daran.«

Und man erinnere sich, daß jene »Oceana«, auf der sich das alles abgespielt hat, von eben jenem Genua in die darob beunruhigte See gestochen ist. Die grandiose Gegenständlichkeit, mit der die gratisfahrenden Sänger und speziell der Homer der Neuen Freien Presse damals ihrer Aufgabe gerecht wurden, sie erscheint gewiß nicht verschwendet, wenn sie zur Schilderung ihrer eigenen Abenteuer aufgeboten wird. Im Gegenteil berührt es als ein günstiges Zeichen des Fortschritts, daß nach der Neuen Freien Presse, die es in ent-

scheidenden Augenblicken zuwege bringt, ihren Petites die Arglosigkeit ari-scher Einfalt zu geben, und die ein Weltblatt nicht allein dadurch ist, daß sie das, was die Mischpoche angeht, der Welt erzählt, sondern auch durch die eingehendste Berichterstattung über die Seekrankheit von Antisemiten — daß also ganz in ihrem Geiste jetzt auch die Kölnische Zeitung ihren Ruf als Weltblatt bewährt.

»Aber das war ein Tag!« »So ein Beruf!« »Aber immerhin eine gute Sportsleistung!« »Jetzt aber Schluß!« Und nach weitem fünf Minuten saß er *im Autobus der Presse*, der ihn in viertelstündiger Fahrt mit seinen erschöpften Nerven um Mitternacht nach dem dem Weltgetriebe entrückten *Albergo dei Giornalisti* rüttelte, wo dann nach all dem »Hängen« und »Pusten« des Tages der Vielgeplagte im Bewußtsein, alles »durchgebracht« und seine Zeitung gut »bedient« zu haben, »politisch richtig liegend« den wohlverdienten Schlaf des Gerechten schlief.

Mit dem besten Weltgewissen von der Welt. Man muß dem Kollegen, der die Erlebnisse dieses anstrengenden Tages liebevoll humorig preisgibt und den Schmierfinkenschlag nachahmt, der sechs Wochen lang die Riviera belebt hat, dankbar sein. Er erzählt der Welt, wie »jene geheimnisvolle Macht«, auf die sie hereinfällt und auf die darum »alle Taten und Reden der handelnden Staatsmänner eingestellt« werden, eigentlich aussieht; wie der Zimt beschaffen ist, den sie hinüberwirft, und welchen Rhabarber der Chor in der Tragödie der Menschheit zubereitet; aus welchen Singularen sich der pluralis majestaticus zusammensetzt, in dem, wie selbst das Wörterbuch verständnisinnig bemerkt, »ein Fürst oder ein Zeitungsschreiber von sich spricht«. Der Rest ist Spucke, und von eben dem macht die Welt das große Aufheben. Daß ein anderer Chor, wenn seine Männer unter sich sind, auf einen schlechten Lebenston gestimmt ist, war glaubhaft, aber schließlich von keinem Zunftgenossen berichtet. Hier erzählt einer von seinesgleichen, ein informierter, und da er es mit nicht geringerer Liebe tut als der Beobachter der »Oceana« und mit nicht mehr Absicht, das Kulturniveau der Genossen herabzusetzen; da er sie in allen ihren Lebensäußerungen im vollen Einklang mit der Würde des Berufs glaubt, so war es wohl der einzige authentische Bericht aus Genua. Er reduziert den ganzen Zauber der Rotationsmaschine, die die Welt umgedreht hat, auf die bewegende Kraft einer Menschenspucke von etlichen gedunsenen Händlern und etlichen zerknetschten Intelligenzen und er zeigt vor allem, und ohne die geringste Ahnung, daß es ihm gelingt, die ganze Erbärmlichkeit jener staatlichen Machthaber, die noch im persönlichen Augenschein solcher Realität auf die geheimnisvolle Macht eingestellt bleiben. Denn während die Menschheit, die sich von ihnen regieren läßt, ganz gewiß keine Zeitung mehr lesen würde, wenn sie öfter die Leute zu Gesicht bekäme, die sie schreiben und die da öffentlich meinen, was sie privat nicht wissen, sind die Machthaber durch keine Autopsie davon abzubringen, der Zeitung zu willen zu sein und noch jene, die sie bedienen, zu bedienen. Das Geheimnis dieser Macht und das Geheimnis jener Machthaber decken sich und die Lösung des Rätsels ergibt einfach die Interessengemeinschaft, die zwischen den Prostituierten und den Zuhältern besteht, die auch alles von einander wissen und dennoch mit der Gegenseitigkeit einer geheimnisvollen Macht auf einander angewiesen sind. Der Unterschied ist nur, daß die Zuhälter zwar durch die Vermittlung der Prostituierten vom Publikum leben, aber ihm doch nicht persönlich re-kommandiert sein wollen wie die Staatsmänner, und daß die Staatsmänner noch die Zeitungen bezahlen, wiewohl diese den Gewinn bloß vermitteln und nicht einkassieren. Und vor allem, daß die Prostituierten nie anonym bleiben,

sondern für ihre Leistung persönlich eintreten müssen, indem ihr Anwert gerade davon abhängt, daß sie das zahlende Publikum zu Gesicht bekommt. Von allen Vorzügen der ästhetischen und moralischen Qualifikation wie der sozialen Brauchbarkeit abgesehen, unterscheiden sich die öffentlichen Mädchen von den öffentlichen Herren doch vornehmlich dadurch, daß jene unter Gefahr und Verantwortung dem Gemeinwohl obliegen, während diese ohne Risiko und leider auch ohne sittenpolizeiliche Kontrolle ihre Verführungen ausüben dürfen, durch die schon manche Existenz ruiniert und manches Familienglück zerstört worden ist. Denn hier wird ja das Gewerbe gerade dadurch erleichtert, daß die Gewalt, die das Publikum beschützen sollte, zum Beschützer der Prostitution wird. Und es ist mit dem Rückhalt, den die Zeitungen an den Staatsmännern haben, ganz wie zwischen den Prostituierten und ihren Zuhältern: hier wie dort besteht eine durch keinerlei persönliche Enttäuschung zu erschütternde Untrennbarkeit, bei der das Publikum zu zahlen hat. Wo immer und wie immer sie sich zusammenfinden, ut aliquid fecisse videatur und der Anschein entstehe, als ob es ihnen darum zu tun sei, der Menschheit die Last zu erleichtern, geschieht es nur, um hinter diesem Anschein umso wirksamer das zu tun, was sie wollen. Kein Umsturz kann daran etwas ändern, der die Grundlage und Grundlüge unbeschädigt läßt, der es der Welt nicht ermöglicht, dabei zu sein, wie sie regiert und wie sie informiert wird, und der sie nicht von den Journalisten befreit und ihr dafür Staatsmänner anschafft, deren Verantwortung nicht noch hinter den unverantwortlichen Redakteuren versteckt bleibt. Solange aber das alte Übel beim alten Übel bleibt, wird anderes geschehen als sie zu tun vorgeben, und die resultatloseste Konferenz verläuft nicht ohne das Resultat, das sie in Wahrheit anstreben: die Macht, die ihnen die von ihnen bewirkte und beförderte Phantasiearmut ausgeliefert hat, gegen den armseligen Rest von Leben zu gebrauchen und immer noch mehr zu befestigen. Es spürt nicht mehr, was ihm genommen wurde, es spürt nicht mehr, was ihm gegeben wird. Es hört keinen Mißton und sieht keinen Kontrast; es empfängt nur Berichte: daß es so in der Welt zugeht und wieder so, denn zuweilen, wenns niemand wahrnimmt, sagt selbst die Zeitung die Wahrheit. Da erfährt die Welt ihren Untergang als Neuigkeit vom jüngsten Tag. Sie harrte auf Nachrichten aus einer Gegend, die durch alle Wohlgerüche der Natur und der Zivilisation nicht süßduftend wird und wo auf den Spuren des mondänen Verbrechens — »hier riecht es nach dem Blut noch« — die Welterlösung einhergeht. Mag sie, was sie so und so nur liest und nicht verbindet, in diesem schauernden Zusammenklang der Totentänze erfahren:

»*Wölfe in Menschengestalt*. Wie der Traum einer vor Hunger rasend gewordenen Bestie muten die Schilderungen an, die das in Samara erscheinende Bolschewistenblatt von den Menschen entwirft, die unter den Qualen der Entbehungen *jedes menschliche Gefühl verloren* haben und zu Tieren entartet sind. Sie schließen sich in ihre Hütten ein und lügen mißtrauisch und haßerfüllt durch Ritzen und Spalten, um dann, wenn sie sich unbeobachtet

» ... Aber die russischen Delegierten sind hochelegante Menschen, tragen *fabelhafte Frackkleider* und sind manierliche, auf äußere Formen streng bedachte Herren. Tschitscherin selbst stammt ja aus einer russischen Adelsfamilie ... Er repräsentiert nicht nur Rußland, er präsidiert auch den gemeinsamen *Mittags- und Abendtafeln*, bei denen Frau Krassin und Frau Rakowski in fabelhaften Toiletten erscheinen und westeuropäische Kultur verherrli-

glauben, auf Beute auszugehen. Haben sie etwas gefunden, so nehmen sie es mit hastiger Bewegung auf und *flüchten* voll Angst, daß ihnen jemand die Beute wieder abjagen könnte, nach ihrer Hütte. Hier beginnt dann das grauenvolle *Festmahl*. Es ist kein Essen im menschlichen Sinne, sondern ein gieriges Schlingen, das von dumpfem Geheul unterbrochen wird, in dem eine wilde Freude zum Ausdruck kommt. Nichts wird verschmäht: Abfälle — gleich welcher Art — und Knochen verschwinden im Magen, der sich aufbläht und schmerzt, ohne daß ein Sättigungsgefühl erreicht wird. Er verlangt vielmehr neue Nahrung, und die Qual des Hungers wird nicht einen Augenblick gemildert. Nicht wenige der Unglücklichen sind bereits *wahnsinnig* geworden. *Eines Nachts* wurden die Bewohner eines Dorfes durch das Gellen der Sturm- glocke aus dem Schläfe geschreckt; menschliche Schatten wankten aus den Hütten zur Kirche; dort läutete ein *halbnackter*, behaarter Bauer ohne Kopfbedeckung in wilder Ekstase, die Haare flatterten im Winde, die Augen glühten im Feuer des Wahnsinns, während er mit wilden Sprüngen *tanzend* am Seile hing. Immer stärker erscholl das Geläute; der Unglückliche raffte seine letzte Kraft zusammen, denn in seinem Wahn glaubte er, daß durch die Glocke die Menschen herbeigerufen würden und ihm *etwas zu essen bringen* müßten. Einen anderen erwischte man, als er in der Nacht mit einer Fackel daran ging, die Hütte seines Nachbarn in Brand zu stecken. Er wollte das Feuer anlegen, um die Bewohner in der Hütte zu braten und sich damit ein Festmahl zu verschaffen. Alles Denken und Fühlen dieser Unglücklichen wird von der wahnsinnigen *Sehnsucht*, *ihren Hunger zu stillen*, beherrscht.«

chen helfen. Auch die Sekretärin Tschitscherins, ein blonder Gamin, ist gut gekleidet. Sie plappert in vielen Sprachen, so wie Tschitscherin alle Vokabeln Europas beherrscht.«

»*Nachtleben in Genua*. Alle Nachtlokale Genuas sind überfüllt. 'Trianon' und 'Odeon' haben Nacht für Nacht Rieseneinnahmen. Im 'Eden' legte ein Russe nicht weniger als 28, sage achtundzwanzig Millionen Papierrubel in Champagner und Whisky an. Er feierte mit einigen Kollegen der deutschen Mission Verbrüderung als Auftakt zum deutsch—russischen Verträge. Um *Mitternacht* wurden die Tore geschlossen. Aber die *Missionsbrüder und Zeitungsmenschen* gingen keineswegs nach Hause. Autos in unglaublicher Zahl führten die *lebenstollen* Ausländer nach Nervi ins 'Casino Municipale'. Lasterhöhlen ersten Ranges. Ausländer *tanzten* mit Italienerinnen, braunhäutig und schwarzlockig. Champagner, Whisky und andere grüne, gelbe Liköre flossen in Gläser, in Kehlen und über Tische. Die Tausendlirescheine flogen wie Spreu in die ungeheuren Säcke der *Kellner*. Aus dem heißen Tanzsaale *flüchtete man in den Speisesaal*.«

So wurde die Sturmglocke von der Nachtmusik übergelbt. So wurde Hunger und Hoffnung der nackten Menschheit betrogen. Welche sind die Wölfe? Vor dieser Nachtmusik, dieser Sturmglocke wird alle Rede zur Lüge. Das einzige wahre Wort, das in Genua gesprochen wurde, war am Anfang. Herr Lloyd George, der Zeichen tat und mit dem Mosesstab seiner Beredsamkeit alles Blut in Wasser verwandelte und bitter Wasser in süßes und an den Felsen der harten Welt schlug und siehe, es lief Naphtha heraus, er, ein Eingeweihter, dem von den Informierten nachgesagt ward, daß seine Reden »eine Mischung aus Dichtung und Prophetie« seien, hat es gesprochen. Dieses Wort — nun sagen Sie mir, Mister Lloyd George — wie lautet es? So einfach, so wahr, so prophetisch: »*Die Völker Europas hungern nach den Ergebnissen dieser Konferenz.*« Aber wenigstens haben sich ihre Diplomaten, ihre Kokotten und ihre Korrespondenten sattgegessen.

Glossen

HATTE ER AUCH DAS REIFLICH ERWOGEN?

Dienstag vormittag wurde die 28jährige Marie Schidl, Trubelgasse Nr. 7 wohnhaft, am Gehsteig des Hauses Trubelgasse Nr. 9 von einem herabstürzenden Blumentopf am Kopf getroffen und derart schwer verletzt, daß sie binnen wenigen Minuten ihren Verletzungen erlegen ist. *Während sie noch im Sterben lag, wurden ihr 9000 Kronen entwendet.*

* * *

UND DARUM RÄUBER UND MÖRDER!

Hierin ist aber die Identität der Person, die den Blumentopf so gestellt hatte, daß der Ausgang tödlich war, und des Leichenräubers enthalten:

[*Die Verlegerhonorare für Exkaiser Wilhelm.*] Unser Berliner Korrespondent meldet: In diesen Tagen hält sich der Direktor des amerikanischen Verlagshauses Harper Brothers, das die *Erinnerungen* des ehemaligen Kaisers *Wilhelm* erworben hat, Brainard, in Berlin auf. Der diplomatische Mitarbeiter der »B. Z. am Mittag« hatte eine Unterredung mit ihm. Es ist Tatsache, daß der Exkaiser von dem amerikanischen Verlage für die Zeitungs— und Buchausgabe ein Honorar von *250.000 Dollar*, also 80 Millionen Mark bezieht, das macht 600.000 holländische Gulden. Außerdem erhält der Kaiser eine hohe Tantieme von der Buchausgabe, die vielleicht eine halbe Million Dollar ergeben wird. An *Ludendorff* hat seinerzeit dasselbe Haus für seine Memoiren *40.000 Dollar* gezahlt und 15 Prozent Beteiligung an der Tantieme, an *Hindenburg* *30.000 Dollar* und ebenfalls 15 Prozent Tantiemen. Das Kaiserbuch wird zuerst in 16 großen amerikanischen Zeitungen erscheinen.

Nur daß es drei sind und der Raub erst bei eingetretener Leichenstarre erfolgte. Die drei sind also zusammen 320.000 Dollar nebst Tantiemen wert. Unter Brothers! Wenn man sie ihnen vor dem August 1914 gegeben hätte — wie sicher ginge heute die Menschheit ihrer Wege! Die ganze; nicht bloß je-

ner Teil, der ausging, den Platz an der Sonne zu suchen, und bei stockfinsterner Nacht nachhause kam. Es ist wohl das sinnfälligste Sinnbild dieser Glorienpleite: der Sieger führt nicht mehr die Besiegten im Triumph auf, sondern kauft ihnen ihre Erinnerungen ab. Über dem Wasser, wo Menschen, Tiere und Tonnen versenkt wurden, langen jetzt Manuskripte unversehrt an. Der Friede konnte nicht mit eiserner Faust und blitzendem Schwerte diktiert werden: so werden Memoiren diktiert. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Das hätte sich aber nicht einmal der Herr der Heerscharen, auf den das deutsche Volk sich doch bombenfest verlassen hat, erwartet, daß die Sache im Westen, die ja schon immer gemacht wurde, so günstig ausgehen werde. Die Kriegsentschädigung ist respektabel. Wie nur werden sich jene Deutschen dazu stellen, die an ihr keinen Anteil haben und die im Gegenteil all die Verluste, die eigenen und die fremden, tragen müssen, die jetzt mit solcher Verlagsrechnung abschließen? Was meint der den Weltkrieg überlebende Kretinismus, der noch immer mit Gott, Kaiser und Vaterland rechnet, wiewohl jener längst, aus der dubiosen Kompagnie ausgeschieden, dieser desertiert ist und nur ein armeliges Vaterland zurückgeblieben, das von seinen ausgesuchtesten Heroen schon beschissen wurde, ehe sie den Feinden ihre Erinnerung an seine Schicksalsjahre verkauften. Gewiß, nur eine ganz hoffnungslose Minderheit von jenen Deutschen, die nicht alle werden, wohl aber alldeutsch, dürfte sich heute noch über die Herren Wilhelm und Ludendorff heldische Illusionen machen. Was sagen sie aber zu diesem fest und treu stehenden Wachtmeister am Rhein, den ins Napoleonmaß avancieren zu lassen sie kein strategischer Rückzug abhalten konnte und nicht einmal die offenkundige Subalternität eines Kopfes, der sich einst in österreichischer Uniform unverkennbar als der jenes Hauptmanns Schanderl von Schlachtenfern entpuppt hat, der, und wenn die Welt voll Teufel wär', im Kaffeehaus von St. Pölten aufs Avancement wartet. Nicht Not und Tod, nicht das Gedenken hingemordeter Millionen konnte die Deutschen einer Panoptikumfigur abwendig machen, unter deren Auspizien getötet und geboren, gekegelt und gesoffen, gehaßt und geliebt, gelogen und gewahrzeichnet wurde. Wer zählt die Nägel, die auf einen Kopf getroffen wurden, der damit gewiß schon versehen war, und die, so allen Zweck verfehlend, die Nägel zu Deutschlands Sarge geworden sind! »Walhalla ist ein Warenhaus«: war je ein Wort erfüllter als jenes, das mein Wahnschaffe singt und wonach der Deutsche für Ideale und von ebendenselben lebt? »Gebt Blut — habt ihr das nicht gewußt? — für Mark: das ist kein Kursverlust!« Viel Feind, viel Dollar, und made in Germany ist wieder weltbeliebt. Und es sind Selfmademen. Denn ohne ihre persönliche Tätigkeit würde es ja heute gar nicht so viel ausmachen. Es wirkt nur so zauberhaft auf dem dunkeln Hintergrund der durch sie bewirkten Pleite. Aber erfährt nicht der Heroenkult immerhin dadurch eine abschwächende Tendenz, daß der Hauptheros am wenigsten kriegt? Wenn man noch dazu bedenkt, daß die Voraussetzungen zu diesem Geschäft zwar von den Autoren der Not geschaffen sind, aber doch jedenfalls ein großer Betrag für jene in Abzug zu bringen sein wird, die ihnen die Bücher geschrieben haben. Immerhin, Deutschland erlebt die Genugtuung, daß den schmerzlichsten Reparationen und allen Blutsaugereien der Besatzungsbordelle doch eine Aktivpost gegenübersteht: seine Heerführer finden in Amerika Anwert wie seine Hanswurst, und wie nur ein Lehar—Ensemble sind die Librettisten der tragischen Operette begehrt. Sie haben ein einzig Volk von Brüdern so lange zum Durchhalten gezwungen, bis sie selbst sich den Brothers verschreiben konnten. Wir, die ein kurzes Gedächtnis langer Leiden tauglich macht, sie wieder zu erleben, möchten vergessen, was jene getan haben. Sie aber haben es gut: sie können sich erinnern!

* * *

BLINDER EIFER SCHADET NUR

Zu jenem Gebrauch für Volks— und Bürgerschulen, der der Reichspost am Herzen liegt, empfiehlt sich das folgende Lehrstück:

Als die Exkaiserin Zita zum erstenmale seit ihrer Entfernung im Aero-plan wieder in die Schweiz kam, fand sie ihre Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Dies veranlaßte die Reichspost zu einer bitteren, aber treffenden Bemerkung:

Nach der Abreise ihrer Kinder war die Kaiserin ganz an ihr Zimmer gebannt. Wohl war es ihre Lebensgewohnheit, aus gesundheitlichen Rücksichten täglich in der freien Luft sich zu bewegen.

Als der Exkaiser Karl gestorben war, berief sich die Reichspost auf eine pietätvolle Zeitungsstimme und schrieb:

Das Blatt schildert dann, wie der Herrscher als Alkoholiker verleumdet wurde, und sagt von ihm: Er mußte den Kelch des Leidens bis zur Neige leeren.

* * *

WIE SIE HEIRATEN

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht oder vielmehr in Tagen, wo die kaiserlose, die schreckliche Zeit noch nicht geendigt war, doch immerhin auch in einer stark katholischen Gegend, ist im dortigen Anzeiger das Folgende erschienen:

Heirat! Junger Kaufmann, 28 Jahre, hier fremd, sucht passende Lebensgefährtin — Alter 25 bis 30 Jahre — mit Vermögen. Es wird jedoch mehr Wert auf vorhandene Räumlichkeiten gelegt, da beabsichtigt ist, hier selbst ein Engrosgeschäft zu übernehmen. Damen, auch Witwen, die über drei Räume verfügen, bitte um vertrauensvolle Zuschriften. Diskretion Ehrensache. Gefällige Angebote u. s. w.

»Solche Geschäfte werden alle Tage und überall abgeschlossen, und sie werden dann, in der Kirche eingesegnet. Ob diese Ehen wohl auch 'im Himmel geschlossen' und 'heilig und untrennbar' sind, Herr Piff!«

fragt ein Neugieriger. Die Frage ist zu bejahen, solange diese katholische Menschheit einen besseren Magen hat als ihre Kirche, indem sie sich diese schmecken läßt. In jenem Falle aber und in den jetzt so zahlreichen Fällen, wo sie den Segen dazu gibt, daß der eheliche Beischlaf soviel wie Beiwohnen bedeutet, kurz in allen den Fällen, wo der Mieterschutz geheiligt ist, könnte füg-

lich nicht nur von einer Untrennbarkeit, sondern geradezu von einer Unkündbarkeit der Ehe gesprochen werden.

* * *

EIN BRIEF

der schon an dem Tag, an dem er abgeschickt werden sollte, den Adressaten verfehlt hätte, und dessen Inhalt wohl immer unbestellbar bleiben wird:

An den Bundeskanzler Schober.

Hochgeehrter Herr!

Von einer Auslandsreise heimgekehrt, beeile ich mich, ihnen als dem Leiter des Finanzministeriums zu versichern, daß noch viel hoffnungsloser als die wirtschaftliche Misere des Vaterlands das Benehmen der Finanzorgane ist, die den Heimkehrenden als die Repräsentanten der österreichischen Staatshoheit an der Grenze empfangen. Nicht daß sie sich als Vertreter eines Bettlerstaates auf das halbe Kilo Zucker oder die fünfzig Zigaretten stürzen, die sie mit begreiflichem Mißtrauen im Koffer vermuten und mit berechtigtem Eifer suchen, ist das Verdrießliche. Wohl aber der Ton, der in jedem, welcher die österreichische Grenze zu überschreiten wagt, einen Delinquenten anzusprechen scheint. Es ist doch unerträglich, daß zu den Besitztümern, die der Reisende unbedingt nicht hinübernehmen darf, die Menschenwürde gehören soll, und es mag dahingestellt bleiben, ob es für den Ruf dieses Staates im Ausland abträglicher wäre, daß der Fremde den Eindruck empfängt, in ein Land der schlechten Manieren zu geraten, oder dem patriotischen Gefühl unangemessener, daß der Inländer nur mit Widerstreben ein Territorium betritt, an dessen Schwelle er bloß dafür, daß es ihm einfiel, zurückzukommen, angeschnauzt wird. Auf Wunsch kann Ihnen mit genaueren Daten über das Betragen eines österreichischen Gepäcksrevisors gedient werden, der der Meinung zu sein schien, daß das Öffnen des Koffers eine militärische Übung sei und im Ton der Abrichtung verfügt werden müsse. Die Widerlichkeit der Szene wurde womöglich durch die Schüchternheit gesteigert, in die er gegenüber einem Passagier umschlug, der mit ironischem Gleichmut antwortete und in dem er, schon allein dadurch verwirrt und umsomehr, als der Koffer statt Zucker Manuskripte und Bücher darwies, einen »Redakteur« vermutete. Die Frage »Is der Herr vielleicht a Redakteur oder so was?« wurde nur als ein weiterer Beweis des Mißtrauens abgewiesen, wiewohl es unschwer gewesen wäre, durch die Bejahung ein Wunder der Liebenswürdigkeit zu bewirken. Da nun nicht lauter Redakteure die Grenze passieren, sondern auch solche Reisende, die sich selbst einschüchtern lassen, etwa Frauen, so wäre wohl eine Weisung dringend geboten, durch welche den Leuten, denen die Suche nach Zucker und Tabak obliegt und die infolgedessen einen Machtrausch produzieren, der uns noch von den Kriegszeiten in grauslichster Erinnerung ist, eingeschärft wird, daß sie sich anständig zu benehmen haben. Bei Inländern, die ohnedies schon abgehärtet sind und im Umgang mit dem Kasmaderum in seinen schwersten Formen bereits einige Übung haben,

kann die Sache ja nicht zu bösen Weiterungen führen. Aber die Fremden, nach denen dieser Staat lechzt, sollten doch nicht schon an der Grenze erkennen müssen, daß er sich der untauglichsten Mittel bedient, um sie anzulocken, und es kann der Hebung des Verkehrs derselben keineswegs zustattenkommen, wenn, wie ich es einmal in Lundenburg gehört habe, einem Amerikaner von einem ziemlich lauten Kontrollorgan der Rat widerfährt. »Gengan S' nach Amerika zruck, wann Ihna was net recht is!« Gegen diesen Rat wäre gewiß nichts einzuwenden, wenn sich hierin ein volkswirtschaftliches Bedenken gegen den Zustrom von Aufkäufern unserer armen Reste geregt hätte, es war aber im Gegenteil Größenwahn und gewiß wäre es verhängnisvoll, wenn etwa auch die Abgesandten des Herrn Morgan solchen und ähnlichen Fatalitäten, wie sie sich tagtäglich ereignen, ausgesetzt wären. Aus allen diesen Gründen und weil es doch einleuchtend ist, daß sich mit solchen Grenzhütern nicht Staat machen läßt, wäre es endlich angebracht, sie, die ja heute zum Glück nicht mehr die schon seinerzeit faule Ausrede haben, die militärische Sicherheit des Vaterlandes schützen zu müssen, darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich nicht wie die Feldwebel auf den reisenden Feind oder den reisenden Eigenen zu stürzen, auch nicht wie die Berserker die Koffer in Unordnung zu bringen und daß sie jede Unhöflichkeit zu unterlassen haben wie jeden unziemlichen Scherz, der an und für sich und umsomehr durch die vorgestellte und so wenig behauptete Würde der Staatsrepräsentanz verletzen muß. Da der Reisende beim geringsten Widerspruch Gefahr läuft, am Weiterreisen verhindert zu werden, und lieber jede Demütigung über sich ergehen läßt, so erscheint das Betragen solcher Repräsentanten als die vollkommenste Ausnützung jener Wehrlosigkeit, die im Shakespeareschen Satz »Dem Hund im Amt gehorcht man« als die Beziehung des Bürgers zur Autorität endgültig bezeichnet ist, wobei ich freilich als Hundefreund zweifeln möchte, ob das Tier je durch Machterhöhung die Harmonie der Natur verletzen könnte. Dagegen bin ich durchaus überzeugt, daß gerade Sie, sehr geehrter Herr Bundeskanzler, der schon als Polizeipräsident die Veredlung der in ihren Sitten so rauhen Sittenpolizeiorgane angestrebt hat, sich ein hinreichend lebendiges Gefühl für die Unleidlichkeit bürokratischer Ausartung bewahrt haben, um ihr wenigstens jene Grenze zu setzen, die sich mit der Landesgrenze deckt.

* * *

DAS EDELWEISS

Hermann Bahr hat bekanntlich außer Adalbert Stifter, Maeterlinck, d'Annunzio, Hofmannsthal, dem Poldi und dem Barock auch den Dichter Franz Löser entdeckt und von diesem uns öfter erzählt, daß er »eine Theaterprätzen« habe, die er dem Anzengruber reichen kann und mit der er auch den »Jedermann« bearbeitet hat, zu dem Zwecke, daß Dorfkirchl zuschauen. Man soll einem Dichter, den Herr Bahr entdeckt hat, darum nicht unrecht tun. Wie Stifter nichts dafür kann, so wäre es ja immerhin möglich, daß auch ein Anfänger stärker ist als das Bedenken, das er zugleich mit der Begeisterung des Hermann Bahr geweckt hat. Nun habe ich kürzlich aus Salzburg, dessen

Fremdenverkehr seit der Übersiedlung seiner größten Sehenswürdigkeit nachgelassen hat — während er sich in München hebt —, eine kolorierte Ansichtskarte erhalten, die »Das Edelweiß« betitelt ist und im Vordergrund einer Hochgebirgslandschaft, eines sogenannten Panoramas, ein Felsgestein zeigt, auf dem zwischen Edelweiß eine Infanteristenkappe gedeiht. Unterhalb der Vegetation findet sich das folgende Gedicht von Franz Löser, k. u. k. Inf. Rg. 59, geschrieben »im Schützengraben am 1. März 1915«. Der Dichter ist also gewiß ein armer Blumenteufel gewesen, den die Situation, in der er es schrieb, später wohl zu einer weniger zuversichtlichen Betrachtung der Dinge bewogen hat. Aber zum Beweis des unerschütterlichen Optimismus seines Entdeckers und zur Anschauung dessen, was er sich unter einem Volksdichter vorstellt, mag es aufbewahrt bleiben:

Auf hoher steiler Felsenwand, *Dort* wächst ein Blümlein schön,
Daheim bei uns im Alpenland, Wie'n Stern ist's anzusehn.
Da, wo keck die Gamsen springen Es ist ein stolzes Reis,
Und sich kühn die Adler schwingen, Genannt: Das Edelweiß.

Auch stolz trägt es der Mann im Feld,
Den's Alpenreich dem Kaiser stellt.
Zu treu'n Kämpfern hats uns gemacht,
Den Tit'l Blumenteufl eingebracht.

Es ist zu hoffen, daß solange keck die Gamsen springen, sich kühn die Adler schwingen und wie immer auch da und dort die Blumenteufl singen, das Edelweiß unter keinem Tit'l mehr die Menschen zu treu'n Kämpfern machen und das Alpenreich dem Kaiser keinen einzigen Mann ins Feld stellen wird. Das walte Gott.

* * *

VON DER FRUCHTABTREIBUNG

Der Einwand, daß der »Trieb zur Mutterschaft« bei der Frau das Ausschlaggebende sei und sein müsse, hält nicht Stand. Dieser Trieb erwacht in seiner ganzen elementaren Gewalt bekanntlich erst dann, wenn das Kind *geboren ist*.

Spricht die Reichspost, und es besteht kein Zweifel, daß der Trieb mit den Jahren noch so zunimmt, daß er, wenn das Kind einrückend gemacht und hingeschlachtet wird, also wenn das Kind gestorben ist, sich bis zu verzweifelnder Sehnsucht steigert. Aber die Reichspost hat gegen die Fruchtabtreibung, die vom Vaterland betrieben wird und die doch eine Vernichtung im Stadium der Reife ist, wo sich die Mutter viel schwerer vom Kind trennen kann als vor der Geburt, ja die den exemplarischen Kindesmord bedeutet, nicht das geringste einzuwenden; die Kirche, die den Eingriff selbst dort verpönt, wo er das Leben der Mutter rettet, segnet ihn, wenn die Mutter darüber weiße Haare bekommt; und die Justiz, dieser Dienstbote aller Lügenschaft und Abtreiberin aller Lebensrechte, verurteilt den Arzt und spricht den General frei. Dawider vermag kein Umsturz etwas, und in Kalksburg wurde eine Gedenktafel zur Erinnerung an die im Weltkrieg gefallenen Zöglinge enthüllt, bei der der Pater Kronseder S. J. den anwesenden Müttern sagen konnte, »für den Christen gebe es keine allzu große Trauer um im Kriege gefallene Freunde«, erstens aus metaphysischen Gründen, weil »die Persönlichkeit des

Menschen nicht durch einen Momentanwert dargestellt wird, sondern durch den Funktionswert aller seiner früheren Taten und Handlungen« — der vermutlich im *Signum laudis* inbegriffen war —, und zweitens »weil wir in späterer Zeit erst so recht klar sehen werden, daß Kalksburgs Kriegsoffer nicht umsonst gefallen sind, sondern daß sie, *eingegliedert* in das große Drama, das sich zwischen Sarajevo und Madeira abgespielt, ihre divine Mission der Erhebung unseres Volkes für ihren Teil *restlos* erfüllten«. Das ist wahr, und so hatte er vielleicht doch alles reiflich erwogen. Dementsprechend begann nach einem Segen die Festakademie, »die aus einem musikalischen Teil und aus einer Theateraufführung (Lustspiel »*Diplomaten*«) bestand. Die Vortragenden und Darsteller boten namentlich durch *flottes Zusammenspiel* gute Leistungen.« Nach der Akademie nahmen die Teilnehmer etwas ein, zwar nicht Belgrad, aber im *Rauchtempel* bei den Klängen der Platzmusik des Hausorchesters eine Jause«. Diplomaten sind ein Lustspiel und für Christen gibt es keine allzu große Trauer um im Krieg gefallene Freunde. Einer der hervorragendsten Zöglinge Kalksburgs, der aber im Krieg nicht gefallen ist, sondern nur durch die Revolution verhindert war, der Gedenkfeier beizuwohnen, ein Bon vivant, der schon 1914 für ein flottes Zusammenspiel gesorgt hat, mit einem Wort der Berchtold, hätte eine große Genugtuung erlebt. Auch die anwesenden Mütter werden Trost empfangen haben, umsomehr als sie gar nicht ahnen, daß der Geist eben der Anstalt, der ihre Söhne angehört haben, sie ihnen entraf hat. Von Kalks— und Habsburg waren sie, wie wir alle, in das große Drama eingegliedert. Aber Kalksburg hat sogar Habsburg vernichtet und wird es noch lange überleben.

Requiem und Derby

In der Affäre der exkaiserlichen Familie sind allerlei Briefe von monarchistischer Seite veröffentlicht worden, deren Echtheit noch mehr als durch ihre gute Gesinnung durch ihr schlechtes Deutsch beglaubigt wird. Von jenen Persönlichkeiten, die am lebendigsten in die Aktion traten, verdienen besonders der Regierungsrat Dr. *Delug* und der Professor *Peham* hervorgehoben zu werden, deren Namen schon einerseits auf die Erzählungen über die Notlage der Familie, andererseits auf die Erwartungen des freudigen Ereignisses unheimlich reflektierten. Dementsprechend hat auch die Neue Freie Presse mit glücklicher Hand nach dem Bericht des Dr. Delug über die »Unterkunft« gleich anschließend über die Niederkunft berichtet, wobei sie »die Reisekosten für Professor Peham und Hebamme« mit 7 bis 8 Millionen veranschlagte. Und während sie als ungarisches Regierungsblatt von der Erklärung Notiz nahm, daß die Situation der Königsfamilie »in lügenhafter Weise dargestellt werde«, ließ sie den Dr. Delug seinen Namen Lügen strafen und die authentische Versicherung abgeben: »Ich bemerke, daß ich ein Wahrheitsfanatiker bin.« Der Dr. Delug, der so etwas gewiß nicht sagen würde, wenn es nicht wahr wäre, und der sich nur wegen der Vorurteile, die sich in Wien an seinen Namen knüpfen könnten, entschlossen hat, ein Übriges zu tun und eine solche immerhin etwas ungewöhnliche Versicherung abzugeben, scheint jedoch nicht nur ein Fanatiker für das Wahre, sondern auch für das Ganze zu sein, indem nämlich — und in einem Blatte, bei dessen Lektüre einem ohnedies die Ohren weh tun — hintereinander die folgenden Sätze von ihm erscheinen:

Auch die Kost soll soweit ganz gut gewesen sein ... Die Villa macht von außen einen ganz lieben Eindruck, ist aber ganz unglaublich feucht ... es gibt nicht eine ganz trockene Wand in ihr ... Der Besitzer, der ein außerordentlich netter Portugiese sein soll, soll jetzt ganz unglücklich sein ... Die ganze Zeit lag dichter Nebel um die ganze Villa. Die Ärzte waren ganz verzweifelt ... sie schliefen, ohne daß die Majestäten davon wußten, ganz in der Villa.

Wie man sieht, hat der Dr. Delug seine Sache ganz gemacht und die Eindringlichkeit seiner Schilderung kann dem Mitgefühl, das sich dem Trauerfall als einer privatmenschlichen Angelegenheit auch von ganzem Herzen zuwendet, gewiß nicht Abbruch tun. Aber dem Nebel, der um eine ganze Villa liegt, sollte es darum nicht gestattet sein, einen historischen Tatbestand zu verdunkeln. Seine Eigenart hängt sicherlich mit dem Klima von Madeira zusammen, dem die ganze Schuld an dem Ableben des Exkaisers zugeschrieben wird, während doch mindestens ein Teil davon auch dem hochfliegenden Plane beizumessen ist, ohne den er ganz bestimmt nicht in Madeira gelandet, sondern in der Schweiz geblieben wäre. Da das Gelingen viele tausend andere Todesfälle und zwar von wahrlich ganz unschuldigen Menschen nach sich gezogen hätte, deren jeder einzelne aus diesem Grund noch viel beweinenswerter gewesen wäre, wo doch schon das Mißlingen etliche Heldentode verursacht hat, so besteht außer für jene Gehirne, die jetzt so schwarzgelb angestrichen sind wie ehemals die Postkasten, aber weniger Fassungsraum haben als sie, nicht der geringste Grund, durch die Teilnahme, die dem familiären Geschick niemand versagen wird, von dem geschichtlichen Verdikt abzulenken. Was die Haltung der Wiener Bevölkerung im Allgemeinen betrifft, so wird ihr freilich von kompetenter Budapester Seite der Vorwurf gemacht, daß sie »keinen Herzenston« habe für die »herzbrechende Atridentragik« eines Mannes, der »einen schmerzvolleren Tod erlitten hat als alle Blutzengen der Bibel«, sowie auch keinen Dank für das »Glück der Größe, der Schönheit und des Reichthums«, das sie von der Zeit Franz Josephs empfangen hat. Das Neue Pester Journal läßt es sagen und das Neue Wiener richtet es aus:

Das Habsburgische Vaterherz erlebt an Wiens schnöder Undankbarkeit seine Leartragödie. Die reichbeschenkte österreichische Tochter Goneril *rauscht im Prunkgewand des Undanks* an dem zerbrochenen Leib ihres vom Schicksal geschlagenen Erzeugers und Wohltäters vorbei und vor dem niedergeschmetterten Vater kauert mit aufgelöstem Haar und fallenden Tränen die ungarische Cordelia.

No und die böhmische Regan ist ein Hund? Cordelia kann warten. Sie liebt und kastriert, und hofft damit einmal gut abzuschneiden. Aber die Ähnlichkeit mit der Leartragödie ist verblüffend. Im vierten Akt wird das Fiakerlied gesungen. Und nicht einmal dieser Umstand, gleichfalls vom Neuen Wiener Journal herangezogen und »eine hübsche Anekdote« genannt, vermag das eiserne Wiener Herz zu rühren. Exkaiser Karl — so erzählt Löwy — ließ sich in Eckartsau modellieren. Er »erkundigte sich beim Bildhauer nach dem Leben und Treiben in Wien, auch ob sich die Wiener noch einen Fiaker leisten können«. Dieses Interesse betätigte der Exkaiser in einer Zeit, in der die Rosse keinen Hafer mehr hatten, die Kutscher gleichfalls schon verhungert waren und »die Wiener« teils aus diesem Grund und teils weil sie ihrerseits kein Geld hatten, sich tatsächlich keinen Fiaker mehr leisten konnten, wenn sie überhaupt je in der Lage gewesen waren. Der Exkronprinz Otto — unser jetziger Kaiser — wohnte einer der Sitzungen bei, »sah den Papa erstaunt an«,

aber nicht deshalb, sondern weil ihm die einschlägige Materie noch fremder war als dem Papa, und fragte:

»Papa Kaiser, was ist denn das, ein Fiaker?« »Das weißt du nicht? Na, paß auf, es gibt auf die Fiaker sogar ein eigenes Lied, ich werd's dir vorsingen!«

»Und der Entthronte hub an«, jeder Zoll ein König, im echtsten Urwienersisch zwei Strophen des Fiakerliedes zu singen«.

In der dritten Strophe konnte er nicht weiter, da es mit dem Text haperte. Er bat nun den Bildhauer, ihm ein Exemplar des »Fiakerliedes« zu verschaffen. Das war jedoch leichter gesagt als getan.

Denn sogar der Komponist besaß nur sein eigenes Originalexemplar

und mühte sich nun selbst, in Wien ein zweites aufzutreiben, was ihm nur mit Müh und Not gelang. Er mußte sein eigenes Geisteskind um den etwa zehnfachen Betrag erstehen, den das »Fiakerlied« früher gekostet hatte.

Woraus man ersehen mag, mit wie wenig Weisheit dieses Österreich regiert wurde, wenn es keinem der Beteiligten einfiel, das Originalexemplar abzuschreiben.

Inzwischen war ebenso unfreiwillig, wie er nach Eckartsau übergesiedelt war, Karl ohne Land und Krone nach der Schweiz abgedampft.

Aber dafür wurde ihm das Fiakerlied nachgeschickt, mit dem seine Regierungstätigkeit abschloß, wie sie damit begonnen hatte. Denn wer würde sich nicht erinnern, daß dieselbe Presse, die jetzt mit einer so hübschen Anekdote auf die Herzen der Wiener Eindruck zu machen hofft, sie für den damaligen Thronfolger durch die Erzählung gewonnen hatte, daß er nach der Ermordung Franz Ferdinands am Arm Franz Josephs lächelnd ausgerufen habe: »Also — fahr' ma!«

Aber wenn auch die breite Masse, beweglichen Sinnes wie sie ist, solche Eindrücke vergessen könnte, so wird dieser Mißstand doch einigermaßen wettgemacht durch die Haltung jenes Wien, zu dem man schon tulli sagen muß und zu dem auch er es ganz gewiß gesagt hätte, durch die ernste und würdige Trauer jener Wiener, die sich auch damals einen Fiaker leisten konnten und die ein so starkes Gefühl für eine herzbrechende Atridentragik haben, daß sie es sich einfach nicht nehmen lassen, in tiefer Trauer zum Derby zu fahren oder kreppeverhüllt in Nachtlokalen Shimmy zu tanzen; also jenes Abschaums der Menschheit, der die Crème der Gesellschaft bildet und dessen unveränderte, ja immer noch frecher zur Schau getragene Existenz doch wohl der stärkste Beweis gegen die Mächte ist, die sich eines Umsturzes rühmen — der von solchem Alfanz verhöhnt werden kann. Es ist jenes Gemenge und Geschiebe von Edeljuden und sogenannten Patriziern, zusammengeschlossen in der Spekulation auf das Fallen der Krone, aber doch auch einig in der Erwartung, daß sie auf ihren Friedenswert emporschnellen werde, wenn nur jene andere wieder stiege und wenn wir erst den Kaiser Otto hätten; einig in der Überzeugung, daß sie einst bessere Tage gesehen haben, ehe sie die schlechteren herbeiführen halfen. Es sind die, die sich jetzt nach dem Vorbild der Cidevants als die Weilands gehalten, aber nicht selten jenen Kreisen entstammen, wo man die stolzen Zeugen von verschwundner Pracht eher als die Nebichs bezeichnet. (Wie nach dem Requiem ganze Jours auf den Beinen waren, um Kaiser Otto hoch leben zu lassen, so ist vor dem Derby bestimmt hundertmal der Satz gesprochen worden: »Sie hat gefragt, was man anzieht in die Loosch, hab ich gesagt, selbstredend *nur* Schwarz!«) Es ist jenes Erzgesindel, das hauptsächlich um den Adel trauert, der abgeschafft wurde, bevor sie ihn

erhielten, und das zusammen mit den Leuten, die ihn nie verdient haben, eine monarchistische Propaganda bezahlt, deren hoffnungsloses Trachten sich auf anonyme Drohbriefe beschränken muß, die an Personen geschrieben werden, welche in dem Verdacht stehen, ein Derby als solches für eine nie wünschenswerte, derzeit verabscheuenswerte Veranstaltung zu halten und gewiß nicht für eine solche, die zu Kundgebungen der Trauer um einen toten Kaiser geeignet ist. Für den Fall, daß ich über diesen nicht »nil nisi bene« sage, hat mir Kasmader, der als Exekutor jener Sehnsucht gedungen ist, einen Überfall in Aussicht gestellt, und er wird ja gelegentlich der Verwirklichung aus seiner Anonymität hervortreten und so nebst allen sonstigen Unbequemlichkeiten das wegen Erpressung bereits anhängige Polizeiverfahren wesentlich fördern. Es ist ihm natürlich auch anheimgegeben, zu sagen, daß ich meine geistigen Entschließungen seinen Wünschen angepaßt habe, und in seiner Verborgenheit zu bleiben. Für den andern Fall aber — denn auch er hat eine Alternative — ist, da die Polizei ihre Gewißheit nicht ohne Beweis geltend machen kann, alle Vorsorge getroffen, im Täter des Schreibers habhaft zu werden.

Viel bemerkenswerter als die anonymen Drohbriefe, in denen der Ernst der Erpressung noch Raum für einen Humor läßt, an dem ich Kasmadern auf jene Distanz wittere, die er zwischen sich und mir zu beheben droht, sind die Klagebriefe, die an die Öffentlichkeit gelangen und die die Situation der ex-kaiserlichen Familie auf Madeira, in einer Sprache schildern, daß selbst jene verhärteten Wiener, die in der Kärntnerstraße vor Hunger ohnmächtig zusammensinken, noch einen Herzenston von sich geben müßten. Denn, wie sagt doch Delug, die Villa

liegt 500 Meter hoch und im Februar mußte sie bei einer Verkühlung zu einer Katastrophe führen ... Der Kaiser zog sofort herauf, am 18. Februar ... Und so nahm das Verhängnis seinen Lauf. Trotzdem die Ärzte auf der Höhe standen ... trat der schreckliche Ausgang ein ... Zu den drei telegraphisch gemeldeten Patienten ist noch Erzherzogin Adelheid dazugekommen ... Es wäre ja sehr schön hier heroben, wenn das Klima anders wäre, so aber ist das Klima hier oben eigentlich nur ein paar Monate im Jahr gesund. Und unten — es sollen so gut wie gar keine Kurgäste mehr nach Madeira kommen — so höre ich.

In einer Sache, die als traurige Privatangelegenheit jedem, der sie zufällig erfährt, des tiefsten Mitleids würdig erscheinen muß, wäre der Stil, in dem der Arzt den Angehörigen oder selbst »einer hiesigen Persönlichkeit« darüber berichtet, allerdings unerheblich. Er mag es noch in der Publizität sein und beträchtlich ist dann vor allem eine Verschiebung der Perspektive, durch die wir vergessen sollen, daß die »Unterkunftsverhältnisse der Familie« in vielen tausend Wiener Fällen noch weit dürftigere sind und hierzuland noch viel mehr Kinder erkranken als auf Madeira, wie daß seit etlichen Jahren Millionen Menschen in der Welt eines noch grauenhafteren Märtyrertodes gestorben sind und täglich sterben. Bis auf die Knochen, die der Krieg den Überlebenden gelassen hat, kann man ja, wenn man dazu noch Lust hat, entweder schwarzgelb sein oder sich blamieren, was aber in der Hauptsache ohnehin zusammengeht. Nur verbitten wir Pietätloseren uns die Ablenkung unserer Teilnahme an der Atridentragik der Menschheit auf einen Einzelfall, der sich just in den Regionen begibt, die an ihrer Schuld beteiligt sind. Man darf nicht spezialisieren. Wir wünschen nicht, daß uns jetzt, wo so viel rachitische Kinder zur Welt kommen, freudestrahlend die Geburt einer kräftigen Erzherzogin gemeldet wird. Sie möge gedeihen, aber ihre Kraft nicht zur Wiederherstellung der Pragmatischen Sanktion verbrauchen. Pehams Memoiren sind noch

nicht erschienen. An seinen Namen knüpft sich wie jegliche Hoffnung so auch die auf ein besseres Deutsch als das Delugs, dessen Name jene bitterste Not verbürgt, welcher allein schon mit den Reisespesen abgeholfen wäre, die zu ihrer Erforschung, ja mit den Telegrammspesen, die zu ihrer Kundmachung nötig sind, und gewiß mit den Propagandaspesen, die man zu ihrer Ausschrotung hinauswirft. Müssen aber Familienangelegenheiten der Welt erzählt werden, so wünschen wir diese österreichischen Satzgebilde, die uns täglich schon im Hören martern und die die wortgewordene Unmöglichkeit eines zerkrachten Staatsgebildes vorstellen nicht schwarz auf weiß zu haben. Wenn so die Gelehrten schreiben, die das Geheimnis des Menschenlebens zwischen Geburt und Tod kennen, was will man dann von den Analphabeten, von denen die Statistik immer so vorwurfsvoll sagte, daß sie die österreichisch—ungarische Monarchie besitze? Sie trauern ihr gewiß nach, wiewohl sie ihr nicht zuletzt die Unmöglichkeit verdanken, es in Klage— oder Drohbriefen auszudrücken. Ihre Gesinnung verdient keinen Zweifel. Aber sie sind zurückhaltend, sie demonstrieren nicht in Dingen der Pietät und sie benehmen sich überhaupt anständiger als die Leute, die überall dabei sein müssen und heuer sogar Derby und Requiem mitgemacht haben.

Das Komma

Auf der Suggestion gegenüber einem ausgehöhlten Weltwillen beruht die Macht der Zeitungen, unter ihnen aber ist es die Neue Freie Presse, die mit einer ganz spezifischen Verführungskraft wirkt. Denn während die Künste der anderen von einer durchschnittlichen Intelligenz bezogen sind, die die Druckerschwärze verwendet, um eine an analoge Kapazität zu betören, wirkt die Neue Freie Presse ausschließlich auf die Dummheit, also eine Eigenschaft, die bei den Juden nicht häufig ist, aber wenn schon, dann ausgiebig. Auf den kulturellen Kredit hin, den sie vor etlichen Jahrzehnten unleugbar und gewiß nicht mit Unrecht vor den andern Zeitungen voraushatte und den sie längst verbraucht haben müßte, wenn sie es mit einer urteilsfähigen Leserschaft zu tun hätte, konnte und kann sie getrost die Manie einer erblichen Veranlagung sich auswirken lassen, als ob diese Schreie noch aus der Zeit wären, wo die Lage der Deutschen in Österreich nach der Ruhe eines Bacherschen Leitartikels gerichtet war, und den Ludwig Hirschfeld als Daniel Spitzer, den Hans Müller als Speidel beglaubigen. Sie kann drucken, was sie will: solange »das Blatt« nicht die Drucktypen verändert, wird »das Publikum« glauben, es sei die Neue Freie Presse, und wenn sie von der alldeutschen Propaganda gekauft wäre, zum ausschließlichen Zweck eines Pogroms gegen ihre Abonnenten, würde man unter diesen doch Stimmen hören: »Nutzt nix, der Leitartikel is wieder glänzend — wie er es ihnen gibt!« Es sollen noch wie eh und je ältere Biachs vorkommen, die nicht nur auf die Neue Freie Presse schwören, sondern auch aus ihr beten, ja zum Frühstück, auf nüchternen Magen, der versammelten Familie den Leitartikel vorbeten. Die sie halten und auf ihr halten und schwören Stein & Bein und für sie kämpfen werden bis zum letzten Hauch von Mann und auch Roß. Darin freilich ist die Neue Freie Presse der Tradition, von deren geheimnisvoller Wirkung sie lebt, treu geblieben, daß sie jetzt so wenig eine Zeitung ist wie ehemals. Der Unterschied ist nur der, daß

vormals etliche literarische Persönlichkeiten die Garnierung des Finanzgeschäftes besorgten und jetzt zum gleichen Zwecke die bunte Nichtigkeit eines Privatjudentums ihre zufällige Publizität findet. Selbst mit dem Maß des Wiener Journalismus gemessen, ist die Neue Freie Presse heute eine in jeder Rubrik schlecht geschriebene und überhaupt nicht redigierte Zeitung und nichts als der vom Metteur notdürftig zusammengehaltene Ausdruck dessen, was ein Dutzend ebenso unbegabter wie ungeschickter Leute nicht einmal meint, denen man aber immerhin die Fähigkeit zutraut, die Neue Freie Presse zu lesen. (Wie man denn auch glaubt, sie müsse von ihren Lesern geschrieben sein, etwa von jenem Karlsbader Rabbiner, der über die Stadien seiner Zuckerkrankheit berichten durfte.) Wenn unter jenen zehntausend Dokumenten der journalistischen Kriegsjahre, die mich angrinsen, sobald ich den Schrank fluchwürdigster Erinnerung öffne, wenn aus dem Wust maniakalischer Lettern nur das eine Zettelchen preisgegeben wird, das sich mir neulich in die Hand schob, bittend, daß es nicht vergessen werde, so müßte man die Neue Freie Presse durch und durch kennen. Man stelle sich vor, daß eine Zeitung dem Blick, dem ihre Front schnell und sachlich das Bild der andern vermitteln soll, als Nachricht das folgende darbietet, das ihr in seiner schlichten Prägnanz ganz bestimmt der älteste Biach eingeflüstert hat, der damals noch Ernste, aber Zuversichtliche:

FORTDAUER DER SCHLACHT

Nun *tobt* die Schlacht *weiter* und *die Hoffnungen* begleiten unsere Armee *auf der Walstatt*, wo sie für den Bestand und für die Ehre der Monarchie, *aber auch für die Kultur der Menschheit kämpft*.

Leider hat sie ja, nämlich die Armee, keines dieser Ziele erreicht, aber selbst im reduziertesten Umfang beider bleibt die Neue Freie Presse ein Weltblatt. Etwas von der Suggestion, die mit den vorhandenen Mitteln wie ein Wunder berührt, ist gewiß auch auf das Ausland übergegangen, das allerdings zu wenig deutsch kann, um zu merken, daß die Neue Freie Presse nicht in dieser Sprache geschrieben ist. Nur so ist es zu erklären, daß englische Lords wieder Briefe an sie schreiben, die sie, wenn sie die Neue Freie Presse lesen könnten oder einmal Gelegenheit hätten, den Adressaten von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen, wohl ungeschrieben ließen. Solange jenes nicht der Fall ist, wird ein Lord, der gebeten wird, einem Weltblatt ein freundliches Wort zu sagen, nicht unhöflich sein. Nun beachte man, was die Neue Freie Presse daraus macht. Zunächst wird dem Lord im Titel der eines Marquis verliehen, weil sich das noch schöner ausnimmt: »Eine Botschaft des Marquis of Curzon an Österreich.«

Wir sind in der glücklichen Lage, unseren Lesern heute *einen Freundesgruß* von der Hand Lord Curzons übermitteln zu können. Wir dürfen es als ein bemerkenswertes Ereignis bezeichnen, daß der Minister des Äußern von England und einer der bedeutendsten Staatsmänner unserer Zeit im jetzigen Augenblick schwerer Krisen und wichtigster Verhandlungen in der internationalen und in der englischen Politik einen Brief an unser Blatt richtet, um zur österreichischen Öffentlichkeit zu sprechen und ihr seine Hoffnung auszudrücken, daß bald bessere Jahre die trübe Gegenwart ablösen mögen.

Aber da im jetzigen Augenblick schwerer Krisen und wichtigster Verhandlungen in der internationalen und in der englischen Politik ein englischer

Minister ganz gewiß noch für alles Menschenmögliche Zeit hat, warum sollte er, bevor er hinausgeht, seinen Sekretär nicht beauftragen, den Brief des Herausgebers der Neuen Freien Presse, unter dem er sich wohl so etwas wie einen Editor vorstellt, zu beantworten? Was unternimmt nun diese, um das Schreiben eines Peers nicht als eine Antwort auf das Schreiben eines Pears-sonnes, sondern als eine spontane Kundgebung an Österreich durch die Vermittlung der Neuen Freien Presse, als eine Botschaft an diese und ihre Leser, als einen Freundesgruß wirken zu lassen. Die Schwierigkeit besteht darin, daß der Lord in seiner Antwort davon spricht, daß er zu eben dieser Botschaft, diesem Freundesgruß aufgefordert worden sei. Aber das macht nichts, er muß ja nicht gerade von der Neuen Freien Presse, er kann ja auch von einer andern Seite — nicht genannt soll sie sein — aufgefordert worden sein, sagen wir von Lloyd George, der ihm ganz gut einen Wink gegeben haben kann: »Sie Lord Curzon wissen Sie was, es wäre jetzt einmal Zeit, der Neuen Freien Presse einen Freundesgruß zu senden, natürlich, wenn sie es nicht als Zudringlichkeit auffaßt, wissen Sie, so eine Botschaft.« (Lord Curzon würde da erwidert haben: »Wie kommen Sie drauf, lieber Mister Lloyd George, ich habe soeben von der Neuen Freien Presse eine Aufforderung erhalten, ihren Lesern eine Freundesbotschaft zu senden.« »All right«, versetzte Lloyd George und überließ Lord Curzon seiner Aufgabe.) Wie nun stellt man aber diese Mezzie her — nämlich eine Botschaft zu bekommen, zu der man nicht aufgefordert hat —, ohne an dem Wortlaut der Antwort eine Silbe zu ändern, was man doch selbst in der Neuen Freien Presse nicht darf? Kunststück, man ändert einfach mehr! Man setzt ein Komma ein, das ist doch eine Bagatelle und die Sache sieht gleich ganz anders aus. Der Brief lautet:

Mit Freude folge ich der Aufforderung der »Neuen Freien Presse«, ihren Lesern eine Botschaft zu senden ...

Gedruckt wird:

DAS SCHREIBEN LORD CURZONS

Mit Freude folge ich der Aufforderung, der »Neuen Freien Presse«, ihren Lesern eine Botschaft zu senden ...

Jetzt ist es klar, daß Lord Curzon zwar nicht gerade aus eigener Initiative, aber sagen wir auf einen Wink von Lloyd George gehandelt hat. Hätte die Neue Freie Presse das Komma nicht angebracht, so wäre es ihr nicht im Traum eingefallen, ihren Namen gesperrt zu drucken, weil dann doch nur verdeutlicht worden wäre, daß *sie* den Schreiber aufgefordert hat, während jetzt, wo das Komma die Aufforderung schön isoliert, es nicht nur keine mehr von ihr ist, sondern geradezu hervorgehoben erscheint, daß *ihr* die Botschaft gilt. Und mehr als das. »Mit Freude folge ich der Aufforderung der »Neuen Freien Presse«, ihren Lesern etwas zu senden«: das war eine Freundlichkeit der Konvention. Man spüre aber den Elan der Verkürzung: »Mit Freude folge ich der Aufforderung,« und die Wärme der Aufreihung: »der 'Neuen Freien Presse', ihren Lesern«, also nicht nur dem Blatt, sondern auch allen seinen Lieben, etwas zu senden. Man sieht, sie hat noch Leute, die stilbewußt redigieren können.

Die Macht eines Kommas, die von dieser großzügig lesenden Gegenwart so unterschätzt wird und eben deshalb zu ihrer Täuschung so kunstvoll gehandhabt werden kann, ist hier exemplarisch dargetan. Hier muß das Komma dem Kowid des Blattes dienen. Im folgenden Fall einer Weglassung hat nur

das Unterbewußtsein des Setzers dem Parvenütum der Zeit Rechnung getragen:

Die Salons der aristokratischen Häuser (,) der Finanzmagnaten, der Großindustriellen öffneten sich.

Schlimmer wird das arme Komma in jenem andern Fall prostituiert, wo einer gut abschneidet und aller Gewinn vom Strich kommt. Ich möchte der Held von Müllers »Flamme« sein und, traun, das arme Wurm aus dem Bordell herausnehmen!

Er ließ etwas streichen

Am 15. April war im Neuen Wiener Journal zu lesen:

Nicht ganz ohne Besorgnis sieht man im Burgtheater der nächsten Premiere entgegen. Sie bringt Franz Werfels »Spiegelmensch«, eine moderne Dichtung, die seinerzeit noch Hermann Bahr dem Burgtheater *gesichert* hat. Die Direktion des Burgtheaters vernahm nun schon während der Proben des Werkes verschiedene Wetterzeichen, die darauf hindeuten, daß diese Premiere nicht ganz ohne Sturm vorübergehen werde. Mit Premiereskandalen hat es nun seine eigene Bewandtnis. Sie »schaden« einem Stücke nicht mehr wie ehemals, sondern sie nützen ihm eher. Das heutige Publikum wird gleichsam erst durch den Skandal auf die Interessantheit eines Stückes aufmerksam gemacht. Aber dem Burgtheater ist selbstverständlich so niedere Spekulation auf das Sensationsbedürfnis der Massen fremd und der angesagte »Spiegelmensch«—Krawall macht ihm Sorge. Er soll sich nämlich nicht gegen die künstlerische Form der Dichtung richten, sondern gegen Franz Wertet, der im »Spiegelmenschen« zum Teil eine Polemik gegen Karl Kraus führt. Einige Stellen beziehen sich ganz ohne Hehl auf Kraus, der sich in seinem Blatte mit Werfel wiederholt beschäftigt hat. Die Anhänger Kraus' empfinden nun »Spiegelmensch« als Pamphlet, gegen Kraus und halten ihre Absicht, die Premiere zu stören, nicht hinter dem Berge. Auch die Deutschnationalen wollen sich den Einzug Werfels ins Burgtheater nicht ruhig gefallen lassen. So wird man bei der »Spiegelmensch«—Premiere das jetzt beliebte Polizeiaufgebot vorfinden, das berufen ist, die persönliche Anteilnahme der Zuschauer vor turbulenten Beifalls— oder Mißfallensäußerungen zu bewahren.

Am 16. April habe ich dem Vortrag der magischen Operette »Literatur oder Man wird doch da sehn« die folgenden Worte vorausgeschickt:

Bisher hat bloß der Verleger Kurt Wolff an den Ernst glauben müssen, mit dem ich dem magischen Witz des talentierten Franz Werfel gegenüberstehe. Sollte die »Umarbeitung«, der, wie man gelesen hat, die Dichtung unterzogen wurde, nicht gründlich genug ausgefallen sein — und ich kann nur sagen, man wird doch da sehn —, dann werden noch einige andere Faktoren daran glauben müssen, vor allem der Repräsentant der Staatsbehörde, der dieses Burgtheater untersteht, so Herr Wildgans, der es geschehen läßt, der Regisseur, der Beihilfe leistet, und schließlich der Schauspieler, der es zu sprechen wagt. Keineswegs der Dichter, der es geschrieben, hat und der ja nichts dafür kann. Wie wenig er für das,

was ihm so aus der Feder fließt und weiß sein Mund übergeht, verantwortlich zu machen ist, wird erst völlig klar werden, wenn einmal lückenlos dargestellt sein wird, weiß das Herz noch vor ein paar Jahren voll war. Überdies ist er ja, wie man gelesen hat, verreist und wird der Premiere seines Werkes nicht persönlich beiwohnen, was umso bedauerlicher ist, als er dadurch, selbst wenn er sich noch so sehr beeilte zurückzukehren, um die Gelegenheit kommt, es im Burgtheater zu sehen. In diesem Fall also wird das magische Motiv, das ich dem »Spiegelmensch« unterschoben habe, Lügen gestraft werden, indem man doch da nicht sehen wird. Den anderen aber sei schon heute gesagt, daß sie sich bei mir keinen Pardon erwirken werden, wenn sie zu ihrer Entschuldigung vorbringen sollten, daß einmal keinmal ist.

Am 22. April hat die erste, nicht viel später die letzte Aufführung des »Spiegelmensch« stattgefunden und fast wäre es geboten, das Stück, so weit es gespielt wurde, gegen die Verwohlfeilung des Spottes zu schützen, den fast die gesamte Wiener Kritik, natürlich ohne sie zu nennen, meiner magischen Operette abgenommen hat.

In einer unscheinbaren Theaterzettelzeitschrift nun, wo neben leider zum Sprechen ähnlichen Photographien der Herren Reimers und Kollegen sich die eigensinnigsten und gescheitesten Betrachtungen finden; neben der störrigen Germanistik eines Wortwurzelsepp ein kultiviertes Deutsch; neben dem erschöpfenden Versuch, jenen Herrschaften falsche Betonungen vorzuhalten (die beim Film überhaupt keine brauchen): die produktive Kritik einer dem Phrasenurteil preisgegebenen Sphäre; neben der weitläufigsten Überschätzung des heutigen Burgtheaters — beharrlich »unser Hochtheater« genannt —: die feinste Besinnung ehrwürdiger Augenblicke der Vorzeit (etwa eine nachzeichnende Charakteristik Ernst Hartmannscher Bewegung, die eines Speidel würdig war); und wo im Heiligtum einer Wolter—Erinnerung Frau Bleibtreu angebetet wird — in diesem innen und außen sonderbaren, von einem originellen Kopf dirigierten und manchmal losgelassenen Kunterbunt stoße ich, ohne mir weh zu tun, auf zwölf engbedruckte Kolumnen einer Kritik des »Spiegelmensch«. Diese äußere Fülle, durch Annoncen wohltätiger für das Auge als für die magische Empfänglichkeit unterbrochen, gibt schon einen Begriff von dem Quellenstudium, dem sich der gewissenhafte Kommentator hingeeben und das seinen Respekt vor der Dichtung um nichts vermindert hat, während ich mir in solchen Fällen leichtsinniger mit einem Quellenstudium behelfe. Meiner eigenen Methode kommt nur eine Stelle dieser bis zu den Müttern ernsthaften Würdigung entgegen:

Da geht er also noch über jene Walpurgisnacht—Freiheit hinaus, mit der sich Kollege Goethe die seiner Dichtung grad auch nicht zum Schmuck gereichenden Bosheiten gegen Nicolai, Lavater, die Brüder Stolberg usw. gestattete — (und) die auf den Bühnen aus denselben künstlerischen Gründen entfallen müssen, wie sie der Burgtheaterleitung hier eine Selbstzensur auferlegten, auch wenn ihr nicht mit Skandalen gedroht worden wäre.

Dem genauen Wortmerker, der bei allem oft bewährten Verständnis für das Wort der Fackel manchmal doch nicht merkt, daß eine syntaktische Lizenz von einer stilistischen Absicht bezogen sein könnte (den ich also etwa, um meine schülerhafte Haltung zu übertreiben, bitten würde, mir zu *gestatten*, so schreiben zu *dürfen*), sei zunächst ein »und« gestrichen, das eine falsche Relation mit dem Hauptsatz herstellt. (Weil ich ja hier auch nicht anschließen dürfte: »und die doch nichts daran ändert, daß er ein guter Schriftsteller

ist«.) Zur Sache selbst wäre zunächst zu sagen, daß die Drohung mit Skandalen ein offener Bubenwitz war, der, in anonymen Briefen einer unauffindbaren Kompanie: »Verein der Anhänger von Karl Kraus« und »Deutschnationale Jugend« nur die Burgtheaterdirektion zu einer Strafanzeige gegen unbekannte Täter veranlassen konnte (und in unerbittlicher Konsequenz die Polizei zu einer Anfrage an mich, ob mir jener behördlich nicht gemeldete Verein bekannt sei). Ebenso gewiß war aber, daß auch die Intervention ernster zu nehmender Premierebesucher als der Verfasser dieser Drohbrieve den Abbruch der Vorstellung in dem Moment bewirkt hätte, in dem auf der Bühne des Burgtheaters jene Sätze gesprochen worden wären, die dem Mysterium des Herrn Werfel die Zugkraft zu sichern schienen und die er ja für reichsdeutsche Premieren sogar lokalisiert hat. Daß hier, ehe sich die Zuhörer ins Mittel legen würden, eine Selbstzensur gewaltet habe, war wohl vorweg zu vermuten. Aber die Burgtheaterdirektion hat, auch nachdem in Kulissenplaudereien der Teufel an die Wand gemalt war, sich nicht bemüht, ihn durch ein Geständnis ihrer Selbstzensur zu bannen, und hat, vielleicht doch um der Magie den Zauber der Sensation zu erhalten, sich lieber entschlossen, die von dummen Briefen eingeschüchterten Schauspieler bangen zu lassen, als dem Dichter die Demütigung anzutun, daß er an seinem Werk, um es fürs Bühnenleben zu retten, den Herzstich vollziehen lassen mußte. Daß es damit zwar langsamer, aber sicherer begraben war, schien klar. Denn das Wiener Publikum empfindet ein Mirakel als einen zu dürftigen Ersatz, wenn es sich um ein Spektakel betrogen fühlt. Sicher ist es aber nur in einer von den Herren Werfel und Wildgans einverständlich verwalteten Region der Weihe möglich, daß man in sie ein Publikum eintreten läßt, dem man die abendlange Erwartung einer Pikanterie mit keinem Wort ausgeredet hat. Das »größere Polizeiaufgebot, das zum Teil auch in Zivilkleidung im Theater den Dienst versah«, konnte weder die magische Stimmung sichern noch den Skandal ersetzen, und da mag es denn Leute genug gegeben haben, die das Entree zurückverlangen wollten, weil sie ogni speranza erst beim Austritt fahren lassen mußten, wo durch sie sich zu spät an die Worte erinnert fühlten, die Herr Werfel — pardon, er kann nichts dafür — streichen ließ. (Unentrinnbare Magie des Worts! Hat er, als er schrieb, die Verstrickung nicht geahnt? Der beste Fürzefänger ist die Selbstzensur. Und es geht alles ohne Geräusch ab.) Ja, die Mißvergnügten mochten durchaus mit dem Dichter fühlen, den ein kritischer Freund über den Verlust zu trösten sucht, welchen er durch die Selbstzensur erleidet, die ja nur die einer vorsichtigen Direktion, nicht die eines zerknirschten Dichters ist. Denn das ist nicht so wie mit dem Selbstgericht, das er in der Dichtung vornimmt und in dessen Würdigung »nicht allzu schwer die Nachsicht für persönliche Ausfälle des Dichters im Buch« sei, die jener selbst aber nur allzu schmerzlich auf der Bühne vermißt habe:

In der Burgtheaterfassung verletzt nichts, es wurde mit Takt und ohne Schaden gestrichen — obwohl Werfel *gern* seine »Abfertigungen« von der Bühne herab *gerade in Wien* gehört hätte.

Das glaubt niemand lieber als der Abgefertigte, und er glaubt auch, wenn schon nicht der Premiere, so doch dem Seelenkampf der Direktion beigezogen zu haben, der mit einem »Von Herzen gern, aber es geht nicht« für den Takt und gegen den Dichter entschieden wurde. Da ich immerhin keine offizielle Verständigung von diesem Ausgang hatte und die informiertesten Kulissenschnüfferl nur von Demonstrationsabsichten und von keinem andern Strich durch die Rechnung der Demonstranten als von »Vorkehrungen« des Direktors zu berichten wußten, so konnte ich die Ankündigung meiner Repressalien, die natürlich mehr legaler Art gewesen wären, am Beginn einer

Vorlesung von »Literatur« füglich nicht unterlassen. Ich für mich zweifelte ja nicht, daß die bodenlose Feigheit, einen Schauspieler ein Schimpfwort gegen einen Zeit— und Ortsgenossen sprechen zu lassen, der, von allem abgesehen was ihn ehren— oder unehrenwert erscheinen lassen könnte, mit der Bühne, auf der es geschähe, einen tieferen Zusammenhang hat als die Leute, die es täten oder geschehen ließen — geschweige denn der Dichter, der nichts dafür kann —, ich zweifelte nicht, daß solch ein Greuel selbst in diesen entarteten Zeitläuften unmöglich sei. Herr Werfel, dessen »Seins—Ich« ja in diesem Fall schon völlig außer Funktion gewesen wäre, hätte für seine Person nichts zu befürchten gehabt als die Absetzung vom Repertoire während der Premiere statt nach ein paar Vorstellungen. Aber ich würde ihm nicht das geringste Hindernis und keine Aussicht auf eine gesetzmäßige Remedur in den Weg stellen, sondern den Dingen freien Lauf lassen, wenn er das Mütchen hätte, den ihm von der Burgtheaterzensur abgefangenen Monolog, dessen Verlust sein künstlerisches Gewissen so schwer drücken muß, daß eine Entladung unerläßlich scheint, vom Podium eines Vortragssaales loszulassen. Er würde damit nicht nur seinem Ich, das aus der Premiere ja doch nicht völlig geläutert hervorgegangen ist, sondern auch deren enttäuschten Besuchern eine Entschädigung widerfahren lassen und hätte Gelegenheit, ihnen mit mehr Berechtigung eine kriegerische Attitüde vorzuführen als damals, wo mangels jedes Streitobjekts kein Gegner zur Stelle war. Was hatten sie denn davon, wenn sich ein Kampfhahn auf dem Mysterium zeigte, aber gerade jener Spiegelscherben, um den es ging, durch eine Vorkehrung viel einfacherer Art als jene, die für alle Fälle auch noch getroffen wurden, schon entfernt war? Die Grotteske dieses Auftritts — der Dichter hatte es sich doch nicht nehmen lassen, zur Stelle zu sein, um persönlich zu vertreten, was er zurückgezogen hatte — bleibt unvergänglich in der folgenden Beschreibung festgehalten

UNGESTÖRTER VERLAUF DER BURGTHEATERPREMIERE

KEIN ZWISCHENFALL

(Originalbericht des »Neuen Wiener Journals«.)

Der gestrigen Premiere von Werfels »Spiegelmensch« sah man im Burgtheater mit starker und vielleicht nicht unberechtigter Besorgnis entgegen. Von allen möglichen Seiten waren Störungen der Vorstellung, Demonstrationen gegen den Dichter, gegen einzelne Stellen der Dichtung und wiederum Demonstrationen gegen die Demonstranten angekündigt. Die Burgtheaterdirektion sowie einige Darsteller erhielten bis in die letzten Tage hinein eine ganze Flut von Drohbriefen, in denen Skandale angekündigt wurden. Man befürchtete sogar *Stinkbombenattentate*.

Die Burgtheaterdirektion hatte dementsprechend ihre Vorkehrungen getroffen. *Starkes Wacheaufgebot* war im ganzen Hause verteilt, auf dem zu Beginn der Vorstellung *gespannte Nervosität* lastete. Wie immer bei angesagten Demonstrationen war es auch hier: sie trafen nicht ein. Nach dem ersten Abschnitt der Dichtung *erschien Werfel selbst* vor der Rampe, um zu danken. *Es war interessant, wie er fast trotzig und herausfordernd die Galerie musterte, um sich dann leicht vor dem Parkett und den Logen hin zu verbeugen. Diese Haltung nahm er beim jedesmaligen Erscheinen ein.* Nur nach einigen Bildern schien es, als ob doch Unruhe ent-

stehen sollte, da sich starkes Zischen bemerkbar machte. Es wurde aber durch Applaus niedergekämpft.

Nach dem Schluß der Vorstellung, die sonst in vollster Ruhe verlief, gab es *manches enttäuschte Gesicht*, da man *mehr Nervenkitzel erwartet* hatte. Damit ist noch nicht gesagt, daß die nächsten Vorstellungen ebenfalls in Ruhe verlaufen werden. Jedenfalls hat die Direktion des Burgtheaters *auch für die weiteren Abende entsprechende Vorsorge* getroffen, da man dem Landfrieden nicht traut.

Viel interessanter noch als die Frage, ob die Sicherheitsbehörde nichts Dringenderes zu tun hat als die ungestörte Magie jeder Aufführung des »Spiegelmensch« — zum Glück wurde ihre Aufgabe wesentlich abgekürzt — zu sichern, ist die andere Frage, was es denn noch »herauszufordern« gab, wenn ohnehin das einzige was eine Herausforderung bedeutet hat, beseitigt und zwar noch hinreichend Grund zur Langweile, aber keiner mehr zu einer Aufregung vorhanden war. Aber daß einem der Kamm schwillt, wenn er klein beigegeben hat, daß der Hutten »Ich hab's gewagt!« ruft, wenn er's grad unterlassen hat, und daß der Galilei »Und sie bewegt sich doch!« sagt, wenn sie von der Direktion aufgehalten wurde, konnte vielleicht manches enttäuschte Gesicht durch die Freude an einem heiteren Stegreifspiel, das die Direktion gewähren ließ, entschädigen, und es wäre sohin nur zu beklagen, daß die Besucher der weiteren Abende die Magie zwar unter polizeilichem Schutz, aber ohne den Trutz des Magiers hinzunehmen hatten. Es war also kein Zwischen —, sondern nur ein Durchfall zu verzeichnen. Beim Umsturz ging es turbulenter zu: damals hat Herr Werfel nicht die Galerie, sondern den Bankverein in die Schranken gefordert, vor dessen Gesellschaftskreisen er sich jetzt leicht verbeugte. Als ein Arrivierter hat er auch den sechzigjährigen Schnitzler beglückwünscht und nur mit einer leichten Verbeugung vor der Galerie ihn zum Schluß als den Vertreter der bürgerlichen Weltanschauung eingeordnet. Ich glaube schon, daß Herr Werfel zwar nicht immer will, was er tut, aber doch weiß, was er will, er, der noch vor dem Bankverein den Himmel stürmte, woselbst er die planetarische Nachbarschaft mit mir für eine kurze Ewigkeit genoß und von wo er mir glühendere Briefchen schrieb, als ich sie je von einem der zehntausend entzückten Nachläufer meines Erdenlaufs empfangen habe. Aber wenngleich ich nach dreißig Jahren noch immer nur das Merkziel der Literarhysteriker und noch immer nicht das der Literarhistoriker bin, so könnte ich doch nicht meine Nicolai—Ähnlichkeit so weit zugeben, um die Goethe—Ähnlichkeit des Herrn Werfel stützen und insbesondere seine Walpurgisnacht—Freiheit legitimieren zu helfen. Ich weiß nicht, ob Goethes Bosheiten gegen seine Zeitgenossen »seiner Dichtung grad auch nicht zum Schmuck gereichen« und ob sie aus künstlerischen Gründen entfallen müssen. Gewiß aber sind sie nicht mit einem Monolog zu verwechseln, den Herr Werfel mit mir führt und abführt und der als Racheakt einer magischen Trilogie aufgepfropft, aus ganz anderen als künstlerischen Gründen abgelöst werden mußte, aber schon weil er es konnte, die künstlerischen Gründe der Dichtung ins Wanken bringt. Und dem gewissenhaftesten Kommentator des Werfelschen »Faust« wird es nicht gelingen, nachzuweisen, daß Goethe, ehe er den »Steißseher« entblößte, in jahrelanger Beziehung zu dessen Steiß sein Glück gefunden hat.

Notizen

EIN BISHER UNGEDRUCKTER BRIEF ADALBERT STIFTERS ¹

Hochgeehrter Herr!

Ihr Schreiben vom 10. d. M. hat mir viele Freude gemacht u. daß ich es erst heute beantworte hat seinen Grund darin daß ich mehrere Schreiben zu beantworten habe u. als noch nicht völlig hergestellt nach einer langen u. schleppenden Krankheit nicht viel auf einmal schreiben darf. Wenn meine in früheren Zeiten veröffentlichten Schriften einen freundlichen Eindruck auf Sie machen, so ist mir da ich diesen Schriften einen großen künstlerischen Wert nicht beilegen kann dieß insoferne lieb als ich glaube daß ein warmes Herz u. ein für Höheres empfänglicher Sinn in denselben liegt u. dieß dadurch ersichtlich wird daß Sie auf ähnlich fühlende Menschen zu denen ich Sie ihrem Briefe nach zu urteilen rechne, einen guten Eindruck machen. Ich hätte gerne recht Großes Hohes u. Außerordentliches geleistet, aber die Kräfte sind eben wie sie sind u. Niemand kann über sie hinaus. Mehr als die Studien könnte ich ihnen den Nachsommer empfehlen eine Erzählung in drei Bänden, aber dieses Werk dürften Sie wol vor mehreren Jahren nicht lesen da es eine gereifere Frucht längeren Lebens ist u. Ihnen sehr vieles darin noch unbekannt sein dürfte. Es wäre mir lieb gewesen, wenn ich Sie in ihren Ferien kennen gelernt hätte, ich war eben zur Erholung im bairischen Walde an den drei Sesseln, welche Erholung aber der vergangene abscheuliche Sommer sehr sauer machte. Wenn Sie wieder einmal nach Linz kommen so klopfen Sie an meine Thür sie wird ihnen freundlich geöffnet werden. Eine Anempfehlung brauchen Sie nicht, so wie ich es nicht für nötig gehalten habe mich um ihr Wesen erst bei Dr. Haller zu erkundigen.

Mit größter Hochachtung zeichne ich mich ihren Ergebenen

Linz 22. Dez. 1864

Adalbert Stifter.

*

Zu einem weit besseren Zweck noch als damit jener Entdecker erfahre, wie ein Volksdichter aussieht, werden hier Verse des schwäbischen Landmanns Christian Wagner (1835 — 1918) zitiert, dessen »Gesammelte Dichtungen« bei Strecker & Schröder in Stuttgart 1918 erschienen sind. Es wird in deutscher Sprache nicht viele Wunder von der Art der dritten und der letzten Strophe des Gedichtes »Syringen« geben.

ZITRONENFALTER

Du so schwebend über sonnigen Hügeln
Falter hier mit den Zitronenflügeln,
sag, ob du erkannt mich als Bekannten,
Vater, Gatten oder sonst Verwandten,
daß du scheue Flamm' dich kannst erdreisten,
magisch dreimal um mich her zu geisten?
kommst du her von höhern Regionen,

¹ Das war ein Irrtum, s. Heft 601 S. 63 meiner Ausgabe

wo die Frommen, wo die Sel'gen wohnen,
um verwandelt so im Wald der Buchen
mich und heil'ge Stätten aufzusuchen?

SYRINGEN

Fast überirdisch dünkt mich euer Grüßen,
Syringen ihr, mit eurem Duft, dem süßen.

Nach Geisterweise weiß ich euch zu werten:
ein Duftgesang, er ist mir's von Verklärten.

Gott, wie ich doch in dieser blauen Kühle
der Blumenwolke hier mich wohlig fühle!

Süß heimlich ahnend, was hineinverwoben,
wieühl' ich mich so frei, so stolz gehoben!

Bin ich es selbst, des einstig Erdenwesen
nun auch einmal zu solchem Glanz genesen?

Sind's meine Lieben, die, ach längst begraben,
in diesen Düften Fühlung mit mir haben?

Christian Wagner

Der Reim am Ende des folgenden prächtigen und völlig unbekanntes Gedichtes lautet im Original »Murren — purren«. Das niederdeutsche Wort (soviel etwa wie »erregen«, »einem keine Ruhe lassen«) würde heute diesen Schlußversen alle Kraft nehmen. Der Ersatz : »Zählen — quälen« ist dem Gedanken gewiß nicht zuwider und entspricht vielleicht noch besser der Vorstellung, daß einer wohl in der Hand umdreht und dem Bettler mißgönnt, was er ihm gibt, doch nicht dabei murren.

LIED EINES INVALIDEN

Ihr guten Leute, hört mich an!
Ich bin ein alter Kriegesmann,
Zerhauen und zerschossen!
Wär was gesundes, außer Bauch
Und Maul an mir: wohl wär ich auch
Zur Arbeit unverdrossen.

Doch schaut! Mir armen Grenadier
Sind leider! die drei Finger hier
Bei Torgau weggehauen,
Und kann nun drüber, daß ich muß
So müßig gehn, mich aus Verdruß
Nicht mal am Kopfe krauen.

Und als ich drauf mich bückte, um
Die Finger von der Erde, zum
Wahrzeichen aufzuheben,
Da fuhr mir eine Kugel, just

Hier oben, durch die linke Brust,
Kaum Fingerbreit vom Leben.

Nun hat der Feldscheer zwar geschickt
Mich wieder so zurecht geflickt,
Doch ohne mein Verlangen.
Was nun zu tun? Was fang' ich an?
Gebettelt alter Kriegesmann!
Wo nicht? dich aufgehangen.

So fragt denn euren Herrn Pastor,
Ihr Leut, ob der will stehn davor,
Daß ich mich ohne Schaden
An meiner Seele, hangen kann:
Gleich hängt der alte Kriegesmann
Am nächsten Bäckerladen.

Doch steht mir der dafür nicht ein,
Und muß es denn gebettelt sein,
So gebt mir ohne Zählen,
Was ihr mir geben wollt; denn ich,
Wenn gleich ein Krüppel, lasse mich
Von niemand lange quälen!

Leopold Friedrich Günther von Göckingk

Die Buchausgabe der *Letzten Tage der Menschheit* ist am 26. Mai im Verlag der Fackel erschienen. Sie hat — mit den Personenverzeichnissen, dem Vorwort etc. — 816 Seiten. Über die Entstehung unterrichtet die folgende Notiz:

»Der erste Entwurf der meisten Szenen ist in den Sommern 1915 bis 1917, das Vorspiel Ende Juli 1915, der Epilog im Juli 1917 verfaßt worden. Viele Zusätze und Änderungen sind im Jahre 1919 entstanden, in das auch der Druck der Akt—Ausgabe fällt. (Der Epilog erschien im November 1918.) Die durchgehende Umarbeitung und Bereicherung jener vorläufigen Ausgabe und der Druck des Gesamtwerkes sind in den Jahren 1920 und 1921 vorgenommen worden. Das Erscheinen wurde durch die ungeheure, immer wieder unterbrochene Arbeit der Ergänzungen und Korrekturen wie auch durch die materiellen Hindernisse der Nachkriegszeit verzögert.«

Die unermüdlichste Sorgfalt konnte Druckfehler nicht ausschließen. Noch während des Drucks sind zwei bemerkt und auf einem beigelegten gummierten Zettel berichtigt worden: S. 51, Z. 17 v. u. anstatt »Dehmel«: *Demel* (derselbe Fehler aber auch auf S. 53, Z. 7 v. u.) und S. 684, Z. 15 v. u. anstatt »Bäumen, dessen«: *Bäumen, deren*. — Diese und die folgenden bis jetzt gefundenen Fehler mögen die Besitzer des Werkes korrigieren: S. XV links, Z. 10 v. u. anstatt »Kotellets«: *Koteletts*; S. XIX links, Z. 13 v. u. anstatt »Polzeiinspektor«: *Polizeiinspektor*, S. XXII links, Z. 16 anstatt »Fährich«: *Fähnrich*; S. XXIII, Z. 9 v. u. anstatt »Escheinungen«: *Erscheinungen*; S. 51, Z. 17 anstatt »Gienget«: *Ginget*; S. 60, Z. 13 v. u. anstatt »Patephon«: *Pathéphon* (dagegen

ebenda Z. 2 v. u.: dasselbe kein Fehler); S. 74, Z. 16 v. u. anstatt »Tayllerand«: *Talleyrand*; S. 107, Z. 16 v. u. anstatt »Brdlog«: *Brlog*; S. 159, Z. 2 v. u. anstatt »Zwinckern«: *Zwinkern*; S. 240, Z. 16 v. u. anstatt »hielt«: *hielten*; S. 394, Z. 6 v. u. anstatt »gewungen«: *gezwungen*; S. 426, Z. 13 anstatt »rinkfeste«: *trinkfeste*, S. 540 Z. 5 anstatt »sind's«: *sind s'*; S. 666, Z. 1 anstatt »hat's«: *hat s'*; S. 674, Z. 7 (in einem Teil der Auflage) fehlt das Anführungszeichen vor: »In.

(Dagegen sind S. 44: »Schtandal«, S. 77: »Kaader« und 417: »Zwauundzwanzig« keine Druckfehler.)

Auf S. 518 ist in einem Teil der Auflage durch ein technisches Versehen das Notenklischee verkehrt eingesetzt.

Daß der Druck auf etlichen Seiten mancher Exemplare leider durchschlägt, muß als ein Schönheitsfehler, der bei Dünndruckpapier oft vorkommt, an den sich aber das Auge schnell gewöhnt, hingenommen werden.

Die neue Auflage, mit etwas stärkerem Papier, ist in Vorbereitung.

*

In »Worte in Versen III«, S. 48, Z. 11 ist das Komma zu streichen: *zusammen durch*.

In »Worte in Versen V«, S. 65 in der Inschrift »Bessere Methode« ist in der vorletzten Zeile anstatt »nur begreifen« zu lesen: *nicht begreifen*.

In Nr. 572 — 576, S. 63, Z. 5 v. u. ist das Komma zu streichen: *fiel auf das*.

In Nr. 577 — 582, S. 43, Z. 3 anstatt »phsychologische«: *psychologische*.

In Nr. 583 — 587, S. 14, Z. 4 anstatt »Kolka«: *Kafka*; S. 16, Z. 13 v. u. anstatt »es«: *er*; S. 51, Z. 11 v. u. anstatt »zwanzig bis«: *zwanzig— bis*.

In Nr. 588 — 594, S. 4 des Umschlags unten anstatt »vierfachen«: *fünffachen*; S. 3, Z. 16 anstatt »zerissenen«: *zerrissenen*; S. 35, Z. 2 v. u. anstatt »entschlöße«: *entschlösse*; S. 36, Z. 16 anstatt »Gleichgiltigkeit«: *Gleichgiltigkeit*; S. 44, Z. 10 anstatt »des«: *das*; S. 69, Z. 23 v. u. das Wort »von« zu streichen; S. 70, Z. 16 anstatt »Wilheminenberg«: *Wilhelminenberg*; S. 71, Z. 7 v. u. das Komma zu streichen: *Werke nicht*; S. 73, Z. 8 anstatt »nummeriert«: *numeriert*; S. 73, Z. 15 v. u. anstatt »Tagblatt«: *Tageblatt*; S. 74, Z. 17 v. u. anstatt »S 44«: *S. 44*; S. 77, Z. 21 anstatt »ber«: *aber*; S. 81, Z. 2 v. u. anstatt »Hammerling«: *Hamerling*; S. 83, Z. 16 v. u. anstatt »Hurra«: *hurra*; S. 84, Z. 2 anstatt »ergibigste«: *ergiebigste*; S. 89, Z. 1 v. u. anstatt »Nr.«: *Nrn.*; S. 99, Z. 7 und 6 v. u. (in einem Teil der Auflage) anstatt »österreichische«: *österreichische*; S. 103, Z. 7 anstatt »Halbscheit«: *Halbscheid*.

Aber S. 5., Z. 5 lies *nicht* »Truppe« anstatt »Treppe« sondern lies, wie dort steht: *Treppe*. Der Wunsch von gut einem Dutzend Lesern, daß es eine Truppe sei, kann leider nicht erfüllt werden. Denn erstens hat Herr Jeßner tatsächlich keine, sondern eben nur eine Treppe (ich habe das in Berlin jetzt wieder bei der urkomischen Aufführung des Grabbe'schen »Napoleon« festgestellt und bin nur tieftraurig, weil ich so bald nicht dazu gelangen werde, von diesem Gipfel — denn höher gehts nimmer — die Möglichkeiten des neuen Theaterwesens zu überblicken.) und zweitens war eben die gemeint. Sie ist ein Fehler, allein ein Druckfehler ist sie nicht. Aber daß die berühmte Treppe doch so unberühmt ist, daß so viele Leute in Wien über sie stolpern und sichs noch was kosten lassen, um es bekanntzumachen, das sollte den Herrn Jeßner nachdenklich stimmen. Ich kann doch nicht jedesmal bei der Treppe eine Sicherung anbringen: »Achtung! Nicht stürzen! Das gibts!« Wohl aber kann er ein für allemal den Unfug aus der Welt schaffen. Seine Treppe ist kein Druckfehler. Aber er sollte sie berichtigen. Das ist er nicht nur der Sicherheit meiner Leser, sondern vor allem der seiner Zuschauer schuldig.

NESTROY UND DIE LITERATEN

Da kann ich mich auf den Kopf stellen, bei der Literatur setze ich Nestroy nicht durch. Denn es gibt Leute, die sich noch immer von der Wendung der Frau v. Zypressenburg getroffen fühlen: »Wie verschwenderisch er mit zwanzig erhabenen Worten das sagt, was man mit einer Silbe sagen kann. Der Mensch hat offenbare Anlagen zum Literaten.« Dieses Urteil gilt aber einer Tirade von einer Genialität, an die ihr gesamtes Schaffen und Schreiben nicht hinanreichen könnte, weshalb sie die Anspielung mit Fug ignorieren könnten.

»Ist sein Vater auch Jäger?« Tltus: »Nein, er betreibt ein stilles, abgeschiedenes Geschäft, bei dem die Ruhe seine einzige Arbeit ist; er liegt von höherer Macht gefesselt, und doch ist er frei und unabhängig, denn er ist Verweser seiner selbst; — er ist tot.«

Die schon bei lebendigem Leib in dieser Verfassung sind, die Leute, die ihre Anlagen zum Literaten vollends durch die Tat offenbaren, haben etwas gegen Nestroy. Wenn sie nicht zufällig es vorziehen, zu einem Gedenktag sich kompilatorisch mit ihm einzulassen. Herr Liebstöckl, ein elbisches Wesen, seltsam aus treudeutscher Gesinnung und einem beweglichen Geiste zusammengesetzt und in allen seinen Äußerungen bestimmt von der tragischen Sehnsucht des arischen Kritikers, auch einmal so jüdeln zu können wie die Herren Kollegen, »macht sich wenig daraus, daß es zum Getue und Geruder dieser holden Gegenwart gehört, Nestroy zu überschätzen«. Das geht gegen mich, wiewohl doch gewiß weder nachweisbar wäre, daß ich das mache, was die holde Gegenwart will, noch auch daß sie meinem Diktat gehorcht. Aber wie immer dem sein mag, für den Literaten »steht fest«, daß Nestroy »zu sehr vorbei ist und daß Vieles, was der geniale Mann schuf und besser spielte, als er es zu schreiben vermochte« — denn jener hat ihn zwar nicht gelesen, aber gesehen — »auf keinerlei Weise belebt werden kann«. Natürlich muß er als Kenner Nestroys sowohl wie Girardis einräumen, daß »zur Zeit, da Girardi noch lebte, ein Nestroyzyklus die selbstverständlichste Sache der Welt gewesen wäre«; aber heute — ? Da es sich nun freilich doch nicht von selbst verstanden hat, daß Girardi auch nur außer der Reihe Nestroy spielte, so bliebe nur die Erklärung, daß die Literaten weder den einen noch den andern verstanden haben. Das kommt aber schließlich von ihrem hohen Niveau, von dem sie sich unmöglich in solche Niederungen herablassen können. In der 'Prager Presse' zum Beispiel, jenem expressionistisch orientierten Regierungsblatt, welches die Aufgabe hat, die Deutschen in Böhmen dadurch für die tschechische Sache zu gewinnen, daß es ihnen die deutsche Sprache in verhunztem Zustand darbietet, muß einer zwar zugeben, daß »in dem schamlos improvierten Charakter der Nestroyschen Stücke eine gewisse geistige Großartigkeit steckt« — was ein absoluter Unsinn ist —: »dennoch, zwischen erhöhten Punkten, schleift dieses Spiel durch breite Niederungen, die unerträglich albern sind«. Nun kann zwar eine Niederung nie so albern sein wie manches Urteil, das sich über sie erhaben fühlt, aber es bringt dafür auch sofort wieder alles in Ordnung, wenn es die Frage stellt:

Souveränität, sagen die einen, *Schnabel eines in der Entwicklung wie das vormärzliche Wien stecken Gebliebenen*, die andern?

Ich möchte, schon weils so schön gesagt ist, zu jenen zählen, die für den Schnabel optieren. Zumal angesichts des wirklich souveränen Standpunktes:

Wenn man viele Stücke von Nestroy hintereinander liest, *hat man das entmutigende Gefühl, wie bei der Berührung mit einem untiefen Menschen.*

Das habe ich mir immer ganz anders vorgestellt, da ich geglaubt habe, daß selbst wenn die Literaten nur ein einziges Stück von Nestroy lesen, sie das entmutigende Gefühl haben werden, nichts mehr schreiben zu sollen. Das Gefühl, zum erstenmal mit sich selbst in Berührung gekommen zu sein, also allerdings mit einem untiefen Menschen, und darob so zu erschrecken, daß auf sie die Definition, die Nestroy vom Federvieh gibt, nicht mehr Anwendung finden könnte, indem sie nämlich jeder Gelegenheit, die Feder in die Hand zu nehmen und dadurch etwas zu zeigen, fortan aus dem Wege gehen. Das haben freilich die Faktoren der Berliner Kritiker nicht nötig. Sie stehen Nestroy durchaus wohlwollend gegenüber. Da ich mir in Berlin einen Jux machen wollte, ging ich nicht in die Aufführung dieser Posse, sondern las die Rezensionen der Berliner Blätter. Ist es schon an sich drollig, das Kaliber jener »großen Kanonen« der dortigen Premierenkritik zu messen, deren Tragweite das ausschließliche Problem der Theaterwelt bildet, und zu beobachten, vor welcherlei Detonationen dort die Bühnenleute — auch die so wenig hervorragenden »Prominenten« — zittern, so bietet die Herablassung zu Nestroy, wie sie der souveränen Kritiklosigkeit beliebt, gewiß eine bessere Unterhaltung als die Art, wie sich die Berliner Theater seiner annehmen. Ein heller Kopf, dem man nichts vormacht, der aber mit der literarischen Unzulänglichkeit des Wiener Autors dennoch nicht zu streng ins Gericht gehn will, also durch und durch Schaute, der ihn durchschaute, gibt zu, es sei »eine harmlos lustige Posse mit einigen hübsch gezeichneten Wiener Typen, die allerdings keine besonders charakteristische Ausprägung aufweisen. Wer kann z. B. den Hausknecht Melchior für den lebensklugen Narren halten, als den ihn *Nestroy doch so gern ausgeben möchte?* Erst in Karl Etlingers Händen wurde er in gewissem Grade dazu.« Im Gegensatz zum Wiener Kollegen ist hier also immerhin die Ansicht vertreten, daß Manches, was Nestroy schuf und Etlinger besser spielte, auf solche Weise doch belebt werden kann. Weit konzilianter noch als dieser, nicht alles verstehend, jedoch verzeihend, ist indes ein anderer Theaterkritiker, der Nestroy schlicht den »guten alten Wiener Tolpatsch« nennt. Auch dieser Mensch, wiewohl er sich gewiß nicht zu verschwenderisch ausdrückt, hat offenbare Anlagen zum Literaten. Aber fast hätte ich mit einer einzigen Silbe gesagt, was da zu sagen der Feder übrig bleibt.

Was man zu tun bekommt, wenn der Beruf, der das Schandgewerbe ausübt, einen — wie es in Deutschland leider doch manchmal geschieht — mit seiner Aufmerksamkeit beehrt:

6. April 1922

An die

Redaktion des »General—Anzeiger«

Dortmund.

Sie haben in ihren Nummern vom Sonnabend 11. März und der folgenden Sonntags—Ausgabe in zwei Leitartikeln den Aufsatz »Er« aus der Fackel Nr. 583 — 87 (Dezember 1921) mit Veränderungen und solchen Weglassungen, die Sie nicht einmal durch Punktierung andeuteten, unter dem Titel »Goethe in Karlsbad, Dem Reichspräsidenten Fritz Ebert gewidmet« widerrechtlich nachgedruckt. Abgesehen davon, daß auf dem Umschlag dieses wie jedes Heftes der Fackel der Vermerk »Nachdruck verboten«

angebracht ist, durften Sie ohne Zustimmung des Verlags oder des Herausgebers der Fackel bzw. Autors des Aufsatzes diesen nicht nachdrucken. Die Zustimmung wäre allerdings in keinem Falle erfolgt und ganz gewiß nicht zum Zweck der Verarbeitung für eine Tendenz, die den Gedanken der Arbeit auf eine peinliche Art vergrößert und den Eindruck erweckt, daß die Absicht des Verfassers keine andere sei als die ihre, nämlich Goethe für unwürdig zu erklären, von dem Herrn Präsidenten Fritz Ebert gefeiert zu werden. Nebst dem schweren autorrechtlichen Eingriff, der allein schon durch diese trostlose Verzerrung gegeben ist, liegt auch noch die Verstümmelung des Textes selbst vor, der nun durch Verkürzungen und gleich durch die falsche Zitierung des Anfanges: »Goethe besang zunächst . . . « (der so nicht lautet) Stilwidrigkeiten, mindestens nach dem Maßstab der Fackel, aufweist. Vor allem ist jedoch durch die fast ausschließliche Zitierung der Teile, die sich auf die Karlsbader Gelegenheitsgedichte beziehen, eine gröbliche Verfälschung des Grundgedankens bewirkt. Der Nachdruck wird aber auch durch die Art, in der Sie sich auf die Quelle beziehen, zu einem schweren Eingriff in die Autorrechte. Aus dem zweiten Artikel ist überhaupt nicht zu entnehmen, woher er stammt, und viele Leser, die nur diesen zu Gesicht bekommen haben, mußten ihn für einen Originalartikel ihrer Zeitung halten, während manche, welche die darin enthaltenen Sätze aus der Fackel kannten, vermuten konnten, Sie hätten sich das fremde geistige Eigentum angeeignet, ohne überhaupt den Eigentümer zu nennen. Wie z. B. der Leser, der uns zuerst auf den Fall aufmerksam gemacht hat und auf dessen Einsendung hin wir uns auch den ersten Artikel verschafft haben. In diesem ist nun die Quelle ganz unscheinbar in der Erklärung vermerkt, daß Sie die Karlsbader Gedichte »nach einer Darstellung in der 'Wiener Fackel' von Karl Kraus wiedergeben wollen«. Wozu zunächst zu bemerken ist, daß selbst diese Spur einer Quellenangabe falsch ist, da die Fackel nicht »Wiener Fackel«, sondern eben »Die Fackel« heißt. Wenn Sie diese von deutschen Tratschblättern gleichen Namens unterscheiden zu müssen geglaubt haben, so hätten Sie darum doch nicht den Titel verändern dürfen.

Sie haben nun, im vollen Bewußtsein der Unrechtmäßigkeit ihres Vorgehens, es unterlassen, auch nur nachträglich dem Geschädigten davon Kenntnis zu geben, indem Sie weder ein Nachdruckshonorar noch auch ein Belegexemplar schickten, und wir verdanken nur dem Umstand, daß es in und um Dortmund außer ihnen noch Leser der Fackel gibt, die Kenntnis dieses selbst in der deutschen Journalistik ungewöhnlichen Falles. Wir fordern Sie nunmehr auf, binnen acht Tagen vom Tage des Empfanges dieses Schreibens

1. in Ihrem Blatte die Erklärung zu veröffentlichen (und uns einen Beleg zu übermitteln): daß Ihre zwei Leitartikel nur Bruchstücke des Aufsatzes aus der »Fackel«, die nicht »Wiener Fackel« heißt, enthalten haben und auch diese nicht durchaus im Wortlaut des Originals; wobei wir Ihnen die Feststellung, die wir im Wege des gerichtlichen Verfahrens ohne Zweifel erreichen könnten, ersparen wollen, daß der Nachdruck widerrechtlich, weil ohne Erlaubnis des Verlags der Fackel, erfolgt ist.
2. den Betrag von 2000 Mark zu übersenden, die wir der »Österreichischen Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland« zuwenden werden,

gemäß unserem Prinzip, alle für unberechtigte Nachdrucke oder Vorträge erworbenen Honorare wohlthätigen Zwecken zukommen zu lassen. Wir ersuchen Sie, diesen Betrag entweder direkt an die oben genannte Stelle (Wien I., Hofburg Michaelertor) oder an unsere Adresse gelangen zu lassen.

Sollten Sie nicht gewillt sein, auf diese Forderungen einzugehen, so werden wir unverzüglich einem Dortmunder Rechtsanwalt die Sache anvertrauen. Verlag »Die Fackel«

24. Mai 1922

An die

Redaktion des »Generalanzeiger«

Dortmund.

Sie haben uns am 27. April mit Postanweisung den Betrag von K 50.000 — übersandt, die wir der Aktion für die Hungernden in Rußland zugeführt haben. Damit erscheint, wenngleich mit einiger Verspätung, die zweite unserer Forderungen erfüllt. Wir hatten uns bereits mit einem Dortmunder Anwalt in Verbindung gesetzt und werden ihm nunmehr unsere Vollmacht erteilen, wenn Sie nicht auch die erste Forderung erfüllen: In Ihrem Blatte die Erklärung zu veröffentlichen, daß Ihre zwei Leitartikel nur Bruchstücke eines Aufsatzes aus der in Wien erscheinenden »Fackel«, die nicht »Wiener Fackel« heißt, enthalten haben und auch diese nicht durchaus im Wortlaut des Originals. Wir können die Forderung erst als erfüllt ansehen, wenn uns das Belegexemplar vorliegt.

Verlag »Die Fackel«.

Obwohl nun das unanständige Blatt — wie immer man es bezeichnen mag, kommt so ein Pleonasmus heraus — durch die Bezahlung der Summe die Unrechtmäßigkeit seines Vorgehens zugegeben hat, hat es die Forderung, sie auch öffentlich einzubekennen, ignoriert, offenbar darauf vertrauend, daß man doch die Plage einer Prozeßführung scheuen werde. Das ganze Gewerbe lebt ja schließlich von der Hoffnung, daß man sich »mit ihnen nicht herstellen wird«. Sie wäre in diesem Fall sicher enttäuscht worden — der Anwalt war umso lieber bereit, als auch ihm selbst der Dortmunder Generalanzeiger schon Artikel entwendet hat —, wenn nicht ein Zwischenfall eingetreten wäre. Wilhelm II. nämlich, der jetzt auf den Altenteil einer Privatehre gesetzt ist und dessen Rechte so gründlich ausgenießt, daß er sich sogar vom Deutsch des Herrn Sternheim getroffen fühlt — wiewohl doch Caesar supra grammaticam stehen sollte — Wilhelm II. also hat soeben unter anderen Zeitungen den Dortmunder Generalanzeiger wegen Beleidigung verklagt. Er hat den Prozeß vor dem Weltgericht verloren und glaubt jetzt bei allen möglichen Land- und Kammergerichten berufen zu können. Ist es nun an und für sich schon ein Verdienst um die Menschheit, Wilhelm II. beleidigt zu haben — ein Verdienst freilich, das sich der Dortmunder Generalanzeiger nur durch unbefugten Nachdruck erworben haben kann —, so wäre es geradezu unerträglich, Schulter an Schulter mit Wilhelm II. gegen eine Zeitung zu prozessieren. So schimmernd könnte gar keine Wehr sein, daß mir angesichts dieses Bundesgenossen nicht der Appetit auf den Endsieg in dem nur aufgezwungenen Verteidigungskrieg verginge. Ich begnüge mich also dem Dortmunder Generalanzeiger gegenüber mit der Kriegsentschädigung, die er bereits an Rußland gezahlt hat, und mit der indirekten Feststellung seines Übergriffs, von der

hoffentlich jene erfahren werden, die staunend die Verunehrung meiner Arbeit wahrgenommen haben. Der Rechtsfall ist erledigt. Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Ameronger und Journalisten. Und da bleibe ich neutral und hoffe, daß sie einander bis zum letzten Hauch von Mann und Roß besiegen werden.

Aus »Emil« von Jean Jacques Rousseau

Ihr verlaßt euch auf die gegenwärtige gesellschaftliche Ordnung der Dinge, ohne daran zu denken, daß diese Ordnung unvermeidlichen Veränderungen unterworfen und es auch unmöglich ist, die Revolution vorauszusehen und zu verhindern, welche eure Kinder treffen kann. Der Große wird klein, der Reiche arm, der Monarch Untertan. Wir nähern uns einer Krisis, dem Jahrhundert der Revolutionen. Es ist unmöglich, daß die großen Monarchien Europas noch lange dauern. Wer kann euch dafür gutstehen, was dann aus euch wird? Was Menschen geschaffen, können Menschen zerstören; nur der von der Natur aufgeprägte Charakter ist unveränderlich, und die Natur schafft weder Fürsten, noch Reiche, noch große Herren. Was wird dann in seiner Erniedrigung jener Satrap anfangen, welchen ihr nur für einen hohen Stand erzogen habt? Was in seiner Arbeit der Generalpächter, der nur von seinem Golde lebt? ... Glücklicher der, welcher es dann versteht, den Stand zu verlassen, welcher ihn verläßt, und ein Mensch zu bleiben, dem Schicksal zum Trotz!

*

Buckle, Geschichte der Zivilisation in England I.:

1696 erschienen die einzigen Zeitungen, die es gab, wöchentlich; die erste Tageszeitung erschien während der Regierung Annas. 1710 begannen sie an der Erörterung politischer Themen teilzunehmen, nachdem sie bis zu dieser Zeit ausschließlich Neuigkeiten mitgeteilt hatten. Da dieser Veränderung sehr wenige Jahre vorher die Einführung billiger politischer Flugschriften vorausgegangen war, wurde es klar, daß eine große Bewegung für die Verbreitung solcher Erörterungen begonnen hatte. Zwanzig Jahre nach dem Tode Annas war die Umwälzung vollkommen und die Presse war, zum erstenmal in der Weltgeschichte, zu einem Exponenten der öffentlichen Meinung geworden. Die früheste parlamentarische Bemerkung über diese neue Macht, der ich begegnet bin, ist in einer von *Danvers* 1738 gehaltenen Rede; sie ist wert erwähnt zu werden, weil sie eine Epoche anzeigt ... »Ich aber glaube«, sagt dieser hervorragende Gesetzgeber, »daß das Volk von Großbritannien von einer Macht regiert wird, von welcher als einer obersten Autorität bis nun in keinem Zeitalter und in keinem Lande je die Rede war. Diese Macht ist nicht der unbeschränkte Wille des Fürsten oder die Leitung durch das Parlament, nicht die Stärke einer Armee oder der Einfluß des Klerus; noch ist es eine Unterrockherrschaft. Sondern es ist die Herrschaft der Presse. Das Zeug, mit dem unsere Wochenblätter angefüllt sind, wird mit größerer Ehrerbietung aufgenommen als die Gesetze des Parlaments; und die Meinungen eines dieser Sudler haben mehr Gewicht als die Anschauungen des besten Politikers im Königreich.«

(Parliamentary History of England X. 448)

Die Zeitung

Weißt du, der du die Zeitung liest,
wie viele Bäume mußten bluten,
damit geblendet von Valuten
du dem Gesicht in diesem Spiegel siehst,
um wieder dich an dein Geschäft zu sputen?

Weißt du, der du die Zeitung liest,
wie viele Menschen dafür sterben,
daß wenige sich Lust erwerben
und dafür, daß die Kreatur genießt
der Kreatur unsägliches Verderben?

Und kannst du, wissend, doch die Zeitung lesen?
Verhängt das Blatt des Tags dir nicht das Licht?
Wie wächst der Trug gewaltig zum Gewicht
und drohend dieser Schein zum Wesen!
Ich seh den Wald vor lauter Blättern nicht!

Sonntag

Die Welt ist neu, wir wollen Anteil nehmen.
Aus Blut erblüht. Und immer wieder Rosen.
Wir haßten, um zu kosen.
Wir wollen uns zum Glück bequemem.

Und euch gelingts; und wie es immer sei,
ein jeder trifft und jeder führt's am Arm.
Daß Gott erbarm!
Der meinige ist frei.

Weiß, wie es kam, und daß der Tag vergeht
und daß er Platz macht andern Tagen
Und eure Kinder werden einst erschlagen.
Wie viel ist's an der Zeit? Zu spät.

Kärntnerstraße

Da kroch einer mit zerbrochenem Rücken
 auf zwei Krücken.
 Das war einer von den Helden, den Recken;
 man muß ihm das Geld in die Tasche stecken.
 Da trat Einer aufrechten Schritts aus dem Sacher,
 jeder Zoll ein Macher.
 Die Annalen werden an ihn erinnern;
 es war einer von unsern Kriegsgewinnern.
 Er kam gerade vom Mittagessen
 und konnte es nicht vergessen,
 denn er hatte zwischen den Zähnen eine Lücke,
 da war Platz für eine Krücke.
 Und im Maule das Holz
 schritt er stolz
 durch das Spalier von Helden und Hungerleidern
 und sonstigem Volk mit zerrissenen Kleidern.
 Und sie sahen ihm nach und sie sagten: Seht,
 wie sieghaft er über uns Leichen geht.
 Denn wir andern, wir sind ja doch heute
 nichts als durch den Krieg ruinierte Leute.
 Wer aber heute so ausschreiten kann,
 der ist durch den Krieg ein gemachter Mann;
 ders mit Recht noch verübelt, daß ihm die Leichen
 nicht in der Lage sind auszuweichen
 und daß man ihm nur im Wege steht,
 wenn er vom Fressen wieder ans Geldmachen geht.
 Und da schritt Einer, auch der schien nicht faul,
 doch hatte er eine Importe im Maul.
 Wir andern, die wir kein Essen brauchen,
 wir haben auch lange schon nichts zu rauchen.
 Er fühlt, es trifft ihn manch flehender Blick;
 denn wer ersehnte sich heut keinen Tschik?
 Und er blickt in die Runde — Bewerber genug! —
 und macht noch im Suchen manch kräftigen Zug.
 Doch wie er den zerbrochenen Rücken sieht,
 regt sich das Gemüt.
 Ja, das ist einer von unseren Braven,
 der hat vor dem Feind gewiß nicht geschlafen,
 der ging immer druff, der fiel immer feste —
 dem spendier ich den Rest vom Zigarrenreste!
 Den armen Leuten gehts jetzt an den Kragen,
 da gilt es sein Scherflein beizutragen.
 Und so, mit der Nächstenliebe im Sinn,
 wirft er den Stummel dem Stummel hin.
 Der möchte sich gerne noch tiefer bücken,
 doch hindert ihn der zerbrochene Rücken.
 Gleich stürzt herzu ein wilder Haufen
 von Toten, die um den Stummel raufen,
 darunter auch Helden und Bettelkinder,
 den Leuten gehts schlecht, das sieht doch ein Blinder.

Nur die Blinden, die gleich daneben stehn,
die haben es dennoch nicht gesehn.
Und vor denen braucht man sich auch nicht zu schämen,
denen könnte man statt zu geben noch nehmen.
Doch jener hat Herz und wirft auf den Teller,
ihm kommts nicht drauf an, gleich mehrere Heller;
und sieht sich, da es der Blinde nicht sieht,
nach Zeugen um für sein gutes Gemüt.
Die Zigarre geopfert und — ist's nicht genug? —
dazu nun noch jetzt dieser schöne Zug!
Da bleiben die Leute staunend stehn,
denn so etwas haben sie noch nicht gesehn.
Und jener sieht sich die Wirkung an
und denkt: So ist es wohlgetan.
Man möchte gern öfter die Leute beschenken,
doch muß man ja auch an sich selber denken.
Man lebt nicht allein zur Gemütserbauung,
und allzuviel Hunger ist ungesund;
man kann doch nicht allen helfen und
es stört einem schließlich die Verdauung.

Der Tag

Wie der Tag sich durch das Fenster traut,
schau ich auf den Platz,
staunend, daß der Nacht
noch ein Morgen graut,
die ich so durchwacht
ohne Freudenlaut,
aber immer bauend Satz auf Satz.

Wie der Blick sich durch das Fenster traut,
geht ein Wagen, geht,
langsam geht er hin
ohne Klagelaut.
Liegt ein Toter drin,
eine arme Haut.
Und ich geh zurück an mein Gebet.

Dialog

»Sag mir, wie lange währt die Ewigkeit?«
»Nicht länger, als den Augenblick
das Glück,
das ich empfangen und gewähren.«
»Nicht die! Die andre, die auf Zeit;
die du versprachst,
eh du die Treue brachst.«
»Versprach ich sie auf Ehre?

Du Tor, da ich sie dir versprach,
da war ich doch so schwach, nicht weniger schwach,
als später, da sie nach und nach,
ich weiß nicht wie, 's ist eine Ewigkeit,
und heut
ist's mir unendlich leid,
mir brach.
Sei's wie es sei,
dies Glück ging mir vorbei zum Glück.
Und da es doch vorbei,
ist's einerlei
im Augenblick.
Auf den, bei meiner Ehre,
auf den nur kommt es an, von Zeit zu Zeit,
und ach, er währt, den ich empfangen und gewähren,
glaub mir, so lange wie die Ewigkeit!«

Vorlesungen

WIEN

Renaissance—Bühne, 19. Februar, 3 Uhr:

I. Die Reichspost und der Krieg. — Szene: Zwei Verehrer der Reichspost, schlafend. — Der Fürst von Ragusa / Epilog. — Dorfkirchl schaut zu. — Wien im Lichte Molières. — Wiener Faschingsleben 1913. — Die Welt der Plakate.

II. Das Erdbeben. — Das Ehrenkreuz. — So siehste aus / Wahrung berechtigter Interessen. — Mythologie. — Der junge Springinsgeld / Allerlei russische Mahlzeit. — Alles, nur nicht die Gobelins!

Ein Teil des Ertrags für eine Notleidende. — Der Erlös des Programms für die Rettungsgesellschaft.

Ebenda, 5. März, 3 Uhr:

I. Aus: Der Journalismus. Von Honoré de Balzac (Nr. 283 / 84). — Die Zeitung. — Ostende, erster Morgen. — Dorfkirchl schaut zu. — Faschingsleben 1913. — Der Biberpelz. — Alles, nur nicht die Gobelins!

II. Monolog des Nörglers (V. Akt; zum 1. Mal vollständig.)

III. Kärntnerstraße 1918 / Die Grüngekleideten. — Szenen: Volksschule I. Akt / Volksschule V. Akt. — Franz Joseph. — Vorbemerkung. Szene: Schönbrunn, Arbeitszimmer.

Ein Teil des Ertrags wurde einer Sammlung für die russische Hilfsaktion des Prager Tagblatt unter der Chiffre »Rosa Luxemburg« zugeführt. — Der Ertrag des Programms fiel der Österreichischen Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland zu.

Zwischen »Franz Joseph« und »Schönbrunn, Arbeitszimmer«:

Ich lasse auf dieses Porträt nun zum ersten Male die Szene aus den »Letzten Tagen der Menschheit« folgen, in der die Gestalt in ihrem vollen Totleben dargestellt wird in den Strophen eines tragischen Couplets, jenes lebenslänglichen Lieds, jener unendlichen Melodie, welche zugleich Biographie ist und ein weltgerichtliches Protokoll über den siebenzigjährigen Verwesungsprozeß eines Reiches. Nicht Franz Joseph ist es, sondern der leibhaftige habsburgische Dämon, der, die Züge eines guten alten Herrn tragend, die Welt unter den Trümmern des eigenen Staates begraben hat. Ein Lemur erscheint uns und sich selbst im Schläfe und siebenzig Jahre des Reichsjammers singen ihr Miserere. Daß er alles reiflich erwogen hat, aber nichts dafür kann — das eben ist die letzte, grausigste Tragödie, die ihm nicht erspart geblieben ist.

Festsaal des Ingenieur— und Architektenvereines, 10. März, 7 Uhr:

Der Zerrissene, Posse mit Gesang in drei Akten von Johann Nestroy.

[Das Entree des Herrn von Lips: »Meiner Seel, 's is a fürchterlich's G'fühl, wenn man selber nicht weiß, was man will« (I. Akt) und seine beiden Couplets: »Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu« (II. Akt) und »So gibt es halt allerhand Leut' auf der Welt« (III. Akt) mit Melodien von Mechtilde Lichnowsky. Zu den beiden Couplets je eine Zusatzstrophe.]

Zugaben: Entree des Holzhackers Lorenz (»Verhängnisvolle Fäschingsnacht«) / Entree des Knieriem (Fortsetzung des »Lumpazivagabundus«) [Musik nach Angabe des Vortragenden] / Lied des Knaben Willibald (»Die schlimmen Buben in der Schule«) / Couplet des Federl: Dieses G'fühl ... Ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'«, mit zwei Zusatzstrophen (»Papiere des Teufels«) [Musik zu beiden letztgenannten Texten von Mechtilde Lichnowsky] / Lied von der Chimäre [Musik nach Angabe des Vortragenden] / Lied des Willibald (wiederholt) / Chor der Gauner und Chor der Kellner; Quodlibet (»Das Notwendige und das Überflüssige«) [Musik nach Angabe des Vortragenden].

Die Verwendung des Ertrags dieser und der Veranstaltungen vom 27., 29. und 30. März ist auf Seite 68¹ mitgeteilt.

Renaissance—Bühne, 19. März, 3 Uhr:

I. Andreas Gryphius: Thränen des Vaterlandes (im Jahre 1636). — Aus »Emil« von Jean Jacques Rousseau. — Der sterbende Soldat. — Der Fürst von Ragusa / Richard Wagners Sehnsucht nach Wien oder Verbrecherische Irreführung durch die Neue Freie Presse / Auf der Suche nach Fremden / Conrad von Hötzendorf / Wenn Herr Harden glaubt / Ein Satz des Paul Goldmann / Angesichts. — Die europäische Kultur hält ihren Einzug. — Der Neger.

II. Traum / Dein Fehler / Todesfurcht / Die Raben / Der sterbende Mensch / Die Bürger, die Künstler und der Narr. — Nachwort.

III. Aus dem Ungarischen / Aus dem Deutschen. — Und in Kriegzeiten. (Mit Vorbemerkung). — Post festum. — Gebet.

Ein Teil des Ertrags für den Landesverband Wien der Kriegsinvaliden und Kriegerhinterbliebenen Österreichs (VII. Lerchenfelderstraße 1, Konto—Nr. 58.946), für das Kinderasyl »Kahlenbergerdorf« und für eine Notleidende. — Der Ertrag des Programms für die gleichen Zwecke.

Nach dem Vortrag von Gedichten:

¹ Seite 49 dieser Ausgabe

Ich muß denn doch einmal das folgende zur Aussprache bringen: Sie scheinen durch ihren Beifall auszudrücken, daß Ihnen meine Gedichte gefallen. Ich teile ihre Ansicht. Ich freue mich umsomehr, es zu erfahren, als das Publikum bisher auf keine andere Art dieses Wohlgefallen bekundet hat, sagen wir etwa durch den Ankauf meiner Versbücher. Von den zehntausend Menschen, die die Fackel kaufen und von den tausend, die mir immer wieder zuhören, wenn ich diese Verse spreche, besitzen nicht zweihundert die Bände und sicher weit weniger, als meine Photographie besitzen. Alle andern mögen ein für allemal zur Kenntnis nehmen, daß ich mir aus ihrem Interesse noch weniger mache als sie sich aus meinen Gedichten.

Zu »Und in Kriegszeiten«:

Überzeugte Flachköpfe sind seit Jahr und Tag damit beschäftigt, nur Widersprüche zwischen meinen Vorkriegsanschauungen und meiner Stellung gegen den Krieg nachzuweisen, die immerhin auch für Idioten eine auffallende Konsequenz vom Tag des Ultimatums bis zur letzten Nacht verrät. Sie werden aber, wenn das Werk »Untergang der Welt durch schwarze Magie« erscheint, vielleicht doch etwas von dem Staunen empfangen, dessen ich selbst bei der Drucklegung dieser etwa fünf Jahre bis zum Krieg umspannenden Arbeiten teilhaft wurde. Unheimlich wie das Ende ist das Erlebnis, wie schnurgrade die Linie dieser Vorkriegszeit in das Höllentor mündet. Das Buch wird nichts als das Vorwort zu den Büchern »Weltgericht« und »Die letzten Tage der Menschheit« sein. Ein kleines Kapitel daraus ist die folgende Betrachtung aus dem Jahre 1912.

Festsaal des Ingenieur— und Architektenvereines, 27. März, 7 Uhr:

Die lustigen Weiber von Windsor, Lustspiel in fünf Aufzügen von Shakespeare, übersetzt von Wolf Graf Baudissin (Schlegel—Tiecksche Ausgabe), bearbeitet vom Vorleser. — Ansprache.

Auf dem Programm die Notiz zur ersten Vorlesung anlässlich der Shakespeare—Feier.

Zum Schluß wurde das Hauptsächliche der folgenden auf dem Programm vom 29. und vom 30. März abgedruckten Mitteilung gesprochen:

Da dem besondern wohltätigen Zweck zuliebe die Preise vom Veranstalter wesentlich erhöht worden waren und am ersten Abend leider ein Teil der teuersten Plätze unverkauft geblieben ist, so wurde, um der Künstlerhilfe für Rußland für die späteren Veranstaltungen auch diese Einnahme zu sichern, ausnahmsweise die Zustimmung erteilt, daß die Leitung der wohltätigen Aktion das zahlungsfähige Publikum durch die Presse verständige. Wie dieses Experiment ausgefallen ist, wird durch das folgende Schreiben an den Veranstalter R. Lányi dargetan:

Österreichische Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland

Vorsitzender: Leonhard Frank

Schriftführer: J. B. Schweide

Wien, 27. III. 1922

Euer Hochwohlgeboren!

Wir hatten zwar eine große Nachfrage nach Karten für die Vorlesung, konnten sie aber nicht verkaufen, da sie zu teuer befunden wurden.

In Bezug auf die Zeitungen haben wir unser Möglichstes getan:
Wir haben laut Vereinbarung mit Ihnen am 21. d. an 16 Wiener Zeitungen folgende Notiz gesandt:

»Vorlesungen zu Gunsten der Österr. Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland.

Karl Kraus hat uns durch die Buchhandlung Lányi für die am 10. III. stattgefundene Vorlesung als gesamtes Reinertragnis 264.272 K 50 h überwiesen. Karl Kraus wird noch folgende Vorlesungen für denselben Zweck halten:

Montag, den 27. März, $\frac{3}{4}$ 7 Uhr, im Ingenieur— u. Architektenvereinssaal: Shakespeare, »Die lustigen Weiber von Windsor«.

Mittwoch, den 29. März, $\frac{3}{4}$ 7 Uhr, im Festsaal des Gewerbevereines: Nestroy, »Das Notwendige und das Überflüssige« und anderes von Nestroy.

Donnerstag, den 30. März, $\frac{3}{4}$ 7 Uhr, im Festsaal des Gewerbevereines: Shakespeare, »König Lear«.

Karten sind in der Österreichischen Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland, Hofburg, Michaelertor, Feststiege und in der Buchhandlung Lányi, Kärntnerstraße 44, erhältlich.

Am 24. d. sandten wir dieselbe Notiz (ohne den 1. Absatz und mit dem Vermerk, daß der Kartenverkauf in Ihrem Theaterkartenbüro, auch Samstag und Sonntag stattfindet) wieder an alle Zeitungen. Die »Arbeiter—Zeitung«, die auch diese Notiz mit einem persönlichen Brief an den Chefredakteur Fr. Austerlitz von uns erhielt, hat sie vollständig im Morgenblatt vom 25. d., auf Seite 5, gebracht.

Wir haben alles unternommen, was in unseren Kräften lag, leider vergißt die Wiener Presse, daß es sich darum handelt, das Leben von Millionen von Menschen zu retten!

Hochachtungsvoll
Hofburg, Michaelertor.

Österreichische Künstlerhilfe
für die Hungernden in Rußland
J. B. Schweide

Festsaal des Nied.—öst. Gewerbevereines, 29. März, 7 Uhr.

I. Das Notwendige und das Überflüssige (nach »Die beiden Nachtwandler«), Posse mit Gesang in zwei Akten von Johann Nestroy, bearbeitet vom Vorleser.

II. Nestroy: Das Entree und die beiden Couplets des »Zerrissenen« (diese mit je einer Zusatzstrophe. Musik von Mechtilde Lichnowsky) / Entree des Lorenz aus der »Verhängnisvollen Faschingsnacht« mit dem anschließenden Monolog und einigen Szenen / Entree des Knieriem aus der Fortsetzung des »Lumpazivagabundus« mit Vorbemerkung aus der »Sprachlehre« / Couplet des Federl »Dieses G'fühl ... « (mit zwei Zusatzstrophen) / Entree des Willibald (wiederholt. Musik zu diesem und dem vorausgehenden von Mechtilde Lichnowsky) Kometenlied des Knieriem mit Monolog und der vorausgehenden Szene. — Frank Wedekind: Die Hunde (mit Originalmusik) / Der Zoologe von Berlin / Brigitte B. (mit Originalmusik). — Detlev v. Lpliencron: Die betrunkenen Bauern. — Karl Kraus: Die Ballade vom Papagei / Mir san ja eh die reinen Lamperln / Couplet des Schwarz—Drucker aus »Literatur« (Musik zu diesen nach Angabe des Verfassers).

Auf dem Programm: »Die Buchausgabe — mit Notenbeilage und einem Vorwort des Bearbeiters — ist im Verlag R. Lányi zum Preise von 200 K erhältlich; ihr voller Ertrag fällt wohltätigen Zwecken zu. Es ist bemerkenswert, daß selbst dieser Umstand dem billigsten Buch — von dessen künstlerischer Be-

deutung abgesehen — noch zu keinem erheblichen Absatz verhelfen konnte.«
Was sehr bald seine Wirkung getan hat.

Ebenda, 30. März, 7 Uhr:

König Lear, Tragödie in fünf Aufzügen von Shakespeare nach Wolf Graf Baudissin (Schlegel—Tieck'sche Ausgabe) und anderen Übersetzern vom Vorleser bearbeitet. Zwischen dem 2. und 3. Akt: Präludium von Bach. Musik während der Zelt—Szene im 4. Akt.

Die bizarre Schuftigkeit der Wiener Presse — wozu übrigens festgestellt sei, daß außer der Arbeiter—Zeitung auch die Österreichische Volkszeitung die Notizen gedruckt hat — konnte natürlich als Hindernis eines moralischen Beginnens nicht ernstlich in Betracht kommen. Da das besser situierte Pack, das jene Presse kauft, ja doch nicht zu diesen Vorträgen geht und durch eine künstlerische Gegenleistung schon gar nicht dazu zu haben ist, Geld für hungrige Menschen herzugeben, so war das Experiment überflüssig und ungleich wirksamer die Verbilligung der ersten Reihen, durch die der Saal wieder sein gewohntes und keiner Affiche verdanktes Aussehen bekam. Wiewohl das lückenhafte »Cercle« des sonst überfüllten Raumes schon als ein eindrückliches Abbild des Wiener Interesses seinen Anschauungswert hatte. Dort vorn, reduziert genug, war sichtlich die Autorität der Wiener Presse vertreten. Und weit beschämender als solches Minus, das nicht zu beeinträchtigende Ergebnis:

Der volle Ertrag der vier Abende — mit dem Erlös der Programme — ist der »Österreichischen Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland« (I. Hofburg Michaelertor), der Amerikanischen Kinderhilfsaktion (I. Bösendorferstraße 13) und der »Gesellschaft der Freunde« (I. Singerstraße 16) zugewendet worden, und zwar diesen 22.456,50 und der Russenhilfe 1 Million Kronen.

Renaissance—Bühne, 16. April, 3 Uhr:

I. Einleitung ¹. — Literatur, Magische Operette in zwei Tellen.

Zum Schluß: Wien (anlässlich einer monarchistischen Demonstration. (Auf dem Programm das Vorwort zu »Literatur«).

Ein Teil des Ertrags für das Kinderasyl »Kahlenbergerdorf« (Kanzlei: Wien, 1. Dorotheergasse 12). — Der Ertrag des Programms für den wohltätigen Zweck.

* * *

BERLIN UND PRAG

Berlin, Meister—Saal, 21. April, 8 Uhr:

I. Aus: Der Journalismus. Von Honoré de Balzac. — Die Zeitung. — Ostende, erster Morgen. — Dorfkirchl schaut zu. — Contad v. Hötendorf / Wenn Herr Harden glaubt., — Aus »Forumszene«. — Ein Satz des Paul Goldmann. — Richard Wagners Sehnsucht nach Wien oder: Verbrecherische Irreführung durch die Neue Freie Presse.

II. Monolog des Nörglers (V. Akt).

III. Der Tag / Kärntnerstraße 1918. — Motto zu »Brot und Lüge«. — Alles, nur nicht die Gobelins! — Wien (mit Vorbemerkung).

¹ Siehe S. 42. [KK], Seite 28 in dieser Ausgabe

Ebenda, 23. April, 8 Uhr:

I. Mit der Uhr in der Hand. — Die Republik ist schuld / Gespräch mit dem Monarchisten / Prestige / Schlechter Tausch / Franz Joseph / Der Letzte / Wien im Krieg — Die Grüngekleideten / Der Funktionär / Das siebente Gebot / Militarismus / Umsturz / Wohnungswechsel. — Desperanto (Stellen aus den . Nrn. 251/52, 253, 254/55, 261/62, 307/08, mit zwei Einleitungen).

II. Aus dem Ungarischen / Aus dem Deutschen / Faschingsleben 1913. — Szenen: Zwei Generale / Armeeoberkommando / Erzherzog Friedrich.

III. Peter Altenberg / Dein Fehler / Erlebnis / Vor einem Springbrunnen / Unter dem Wasserfall / Jugend / Todesfurcht / Der tote Wald / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte / Zum ewigen Frieden.

Ebenda, 27. April, 8 Uhr:

Literatur. [Begleitung Dr. Ernst Jokl] [Mit Programm]

Ebenda, 29. April, 8 Uhr:

Vorwort zum 60. Todestag Nestroys († 25. Mal 1862.) — Der Zerrissene. Couplets: Dieses G'fühl / Entree des Willibald (wiederholt) Lied von der Chimäre. — Zugaben: Hobellied (»Verschwender«) / Brüderlein fein (»Der Bauer als Millionär«) [Begleitung: Dr. Otto_Janowitz] [Mit Programm]

Feurich—Saal, 30. April, halb 8 Uhr:

Shakespeare, König Lear. [Musik in der Zelt—Szene: Dr. Otto Janowitz]

Ebenda, 2 Mai, halb 8 Uhr:

Shakespeare, Die lustigen Weiber von Windsor (mit Vorwort). [Begleitung: Dr. Otto Janowitz]

Ebenda, 3. Mal, halb 8 Uhr:

I. Ansprache. — Goethe, Pandora (mit Vorwort).

II. Worte in Versen: Rückkehr in die Zeit / Leben ohne Eitelkeit / Traum / Verlöbniß / Abenteuer der Arbeit / Alle Vögel sind schon da / Flieder / Wiederseh'n mit Schmetterlingen / Schnellzug / Hypnagogische Gestalten / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte. — Zugaben: Eros und der Dichter / Todesfurcht.

Die drei letzten Vorlesungen waren improvisiert. Sie wurden nur mündlich nach der Vorlesung des »Zerrissenen«, die einen von Berlinern gefüllten Saal für Nestroy begeistert hatte, mit der Bestimmung, daß ihr Ertrag wie der des eben absolvierten Abends der Russenhilfe zukommen solle, in Aussicht gestellt für den Fall, daß das Publikum den Saal, der für diesen Zweck erhältlich und kleiner sei, auch wirklich aufsuchen würde. Die Einstimmigkeit der hierauf erfolgten Zusage fand nicht die entsprechende Verwirklichung. Immerhin hat, in Anbetracht der Ungewöhnlichkeit einer Anzeige, die wohl auch noch in keinem anderen Falle gewagt wurde, und einer Veranstaltung, die wirklich eine von heute auf morgen war, das Erträgnis die Mühe dieser Abende gelohnt und es wurde überdies durch Spenden jener erhöht, die sich verpflichtet gefühlt haben, den von anderen verschuldeten Ausfall gut zu ma-

chen. Dafür sei ihnen gedankt. Den anderen aber hat der Vorleser, zu Beginn des letzten, freilich schon ziemlich stark besuchten Abends, auch seinerseits mit einem Ausfall gedient:

Auf die Erklärung, daß ich bereit sei, etwas länger in Berlin zu bleiben und noch drei Vorlesungen für die Hungernden in Rußland zu halten, haben einige Hundert sogenannter Verehrer durch einstimmig jubelnde Zurufe mich zur Miete dieses Saales und zur Abhaltung dieser Vorträge bestimmt. Ich will ja nicht davon sprechen, ob nicht an diesen Abenden die Berliner mehr Kunst empfangen als in einem Dutzend Berliner Vortrags— und Theaterwinter. Aber was die Hungernden in Rußland anlangt, so wird meiner Empfindung und der Empfindung jener, die ihr Wort gehalten haben, vollgültiger Ausdruck in dem rührenden Schreiben, das ich soeben empfangen habe:

»Wollen Sie bitte die beiliegende Summe annehmen und der Aktion für die Hungernden in Rußland zuwenden. Wie gern möchte ich den gesamten durch die beschämende Treulosigkeit des Publikums entstandenen Ausfall decken, aber leider sind meine Mittel beschränkt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen auch hier noch einmal aufs innigste für die Abende danke.«

*

Prag, Mozarteum, 10. Mal, 8. Uhr:

I. Aus: Der Journalismus. Von Honoré de Balzac. — Die Zeitung. — Ostende, erster Morgen. — Wenn Herr Harden glaubt. — Aus »Forumscene« / Ein Satz des Paul Goldmann. — Dorfkirchl schaut zu — Conrad v. Hötendorf. — Szene: Armeeoberkommando. — Gespräch mit den Monarchisten / Prestige / Franz Joseph / Der Letzte / Der Funktionär. — Die Grüngekleideten. — Alles, nur nicht die Gobelins!

II. Monolog des Nörglers (V. Akt).

III. Der tote Wald / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte.

Ebenda, 11. Mal, 8 Uhr:

Shakespeare, König Lear. [Musik in der Zelt—Szene: Felix Zeller]

Ebenda, 13. Mal, 8 Uhr:

Shakespeare, Die lustigen Weiber von Windsor (mit Vorwort). [Begleitung: Fritzi Pollak]

Ebenda, 14. Mai, 8 Uhr:

I. Goethe, Pandora (mit Vorwort).

II. Worte in Versen: Rückkehr in die Zeit / Alle Vögel sind schon da / Flieder / Wiese im Park / Ich habe einen Blick gesehn / Vor einem Springbrunnen / Als Bobby starb / Todesfurcht / Der Tag / Zum ewigen Frieden.

Ebenda, 15. Mal, halb 8 Uhr:

I. Goethe, Faust II, 5. Akt (um die letzte Szene und 24 Verse gekürzt). [Begleitung, nach Angabe des Vortragenden, wie oben]

II. Worte in Versen: Gebet / Legende / Die Bürger, die Künstler und der Narr / Dein Fehler / Erlebnis / Dank / Fernes Licht mit nahem Schein / Jugend / Hypnagogische Gestalten / Leben ohne Eitelkeit / Meinem Franz Janowitz (mit Vorbemerkung) / Der tote Wald / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte / Wien (mit Vorbemerkung).

Ebenda, 17. Mal, halb 8 Uhr:

Vorwort zum 60. Todestag Nestroys. — Der Zerrissene. — Couplets: Dieses G'fühl / Entree des Willibald (wiederholt). — Wedekind: Die Hunde. — Lied von der Chimäre. Zugaben: Hobellied / Brüderlein fein. [Begleitung wie oben]

Die zwei letzten Vorlesungen waren improvisiert. Die auf den 18. Mai angesetzte (»Literatur«) entfiel wegen des Generalstreiks.

Zu »Wien«:

[Als Überleitung zu jenem reineren Wien, dessen Gestalt der Nestroy—Vortrag am Mittwoch zeigen soll, lese ich das Gedicht »Wien«.] Die jüngst erst anlässlich einer monarchistischen Demonstration entstandene und noch ungedruckte Stigmatisierung meiner Stiefvaterstadt richtet sich erkennbarer Weise nur gegen die dort besonders furchtbare Oberschicht. Doch würde wohl, wenn ich hierorts [Berlin, Prag] wurzelte, meine Aversion kaum gelindere Formen annehmen. Viele spezifische Wiener Greueltermini werden hier unverständlich bleiben, aber gefühlt werden. »Rockenbauer« und »Resitant« (Gräßliches Wort!) sind zwei neuwienenerische Unterhaltungslokale. Der Ausdruck »Kipper und Wipper« aber ist ebenso unbekannt wie deutsch; er bezeichnet so etwas wie die Valutenschieber, die im dreißigjährigen Krieg aus dem blutgedüngten Boden emporgesprossen sind.

Zur Nestroy—Feier:

Der Mai 1922 scheint mir in der Literaturgeschichte nicht so sehr durch den 60. Geburtstag Arthur Schnitzlers als durch den 60. Todestag Johann Nestroys denkwürdig und trotz allen falschen Wertungen und Nichtwertungen, die sich unter dem elenden Diktat der journalistischen und der historischen Koterien befestigen, jenes Geistgesindels, das seit jeher zwischen Lesebuch und Zeitungskritik alle Pforten der Empfänglichkeit besetzt hält, trotz Literatur und Lüge sei behauptet, daß Nestroy der im Sprachwitz tiefste, bis zur Lyrik unerbittlichste satirische Denker Deutschlands ist. Was freilich darum nicht allzu viel besagen will, weil er, von Lichtenberg abgesehen, weit und breit auch der einzige ist. Wenn es je eine von stofflicher Rücksicht unbefangene und vor allem von der eigenen Dummfrechheit unbeschwerte Literaturkritik in diesem Sprachbereich geben könnte, so würde sie das letzte Bedenken, das sie noch hat, nicht mehr haben, nämlich die Wahrheit zu sagen und die ganze Ehre der österreichischen Dramatik von einem redlich unschöpferischen Geist wie Grillparzer, einem mittleren Theatraliker wie Anzengruber und sämtlichen Unbeträchtlichkeiten der Gegenwart auf jenen Theaterdichter zu übertragen, der vom Zufall des Bühnenstoffs her und aus dem Abfall der Materie immer des tiefsten Einfalls in das Gebiet aller Menschheit fähig war.

Zu den Lustigen Weibern von Windsor«:

Shakespeares bestes Lustspiel, ebendeshalb von den Eseln der Shakespeare—Kritik für sein schwächstes gehalten. Denn sie wissen Bescheid, daß es nur ein »Gelegenheitsstück« zu einer Windsorhochzeit war. Von allen Kostbarkeiten abgesehen ist hier die Skizze Falstaffs in Heinrich IV. zu ganzer, am Schluß fast tragischer Fülle erwachsen. Nach der Übersetzung Baudissins von mir bearbeitet. Nach dem 2. und 3. Akt je eine Pause.

Zur »Pandora«:

Das »Pandora«—Fragment. Ein Wagnis, es hören zu wollen. Denn es ist Goethes schwerste und erhabenste Dichtung, den Deutschen hauptsächlich davon bekannt, daß sie so wenige unter ihnen kennen. Sie enthält die unerhörten und unbedankten Sprachwunder des Brandrufs der Epimeleia, der Visionen des Epimetheus, des Chors der Schmiede und des Chors der Krieger. Die Literaturhistoriker haben sich an dem Werk durch Verwüstung einer seiner schönsten Stellen betätigt, also durch Herstellung einer sogenannten »Lesart«, die ein Sakrileg ist, auf das ich seinerzeit in der Fackel ¹ hingewiesen habe.

Zu »Meinem Franz Janowitz«: Zur Erinnerung an einen früh verstorbenen Prager Dichter, von dessen Lebensechtheit berühmter gewordene Landsleute gezehrt haben.

*

In Berlin, dessen Vortragskritik noch unter der hiesigen, also schon wirklich unter aller ist, sind die Vorlesungen völlig unbelästigt geblieben, da, wie sich erfreulicher Weise immer mehr herausstellt, Freikarten auch dort der einzige Beweggrund des publizistischen Interesses an künstlerischen Vorgängen sind. Wenn sich für die noch geistig regsamere Provinz der gleiche Zustand erzielen ließe, so würde ich nicht zögern, den hundertfachen Einladungen zwischen Brünn und Teplitz trotz allen Reise— und Aufenthaltsplagen endlich Folge zu leisten. Außer einem Aufsatz in der Weltbühne (»Nestroy—Feier« von Heinrich Fischer) ist noch der folgende ('Prager Tagblatt', 20. Mai) erschienen, dessen Niveau auch ohne den Hinweis auf das im letzten Heft (S. 67 ²) Gesagte den Abdruck rechtfertigen würde. Es läßt erst das Schweigen einer Presse als wohltuend empfinden, die in ihrer Gesamtheit zu so sachlicher Erfassung von Eindrücken nicht fähig wäre und die doch an Erscheinungen, denen sie mit aller Kraft ihrer Reklame auch in günstigerer Jahres— und Wirtschaftszeit kein Publikumsinteresse zuführen kann, ihr Geschwätz vergibt.

VORLESUNGEN VON KARL KRAUS

Sechsmal drei Stunden hat man die unverwüstliche Stimme Karl Kraus gehört, an sechs Abenden, deren Programm von Shakespeare bis Nestroy reichte. Das Einzigartige dieses Sprach— und Sprechphänomens besteht darin, daß es den Gegensatz zwischen Vielheit und Einheit aufhebt; hundert verschiedenen Personen verhilft dieser eine zum Wort, so intensiv, daß man sie nicht nur zu hören, auch zu sehen glaubt, und doch wäre es ein grobschlächtiges Lob, wenn man etwa seine Wandelbarkeit rühmen wollte. Er ist kein Schauspieler, vielleicht eher ein Schau—Sprecher, aber in Wirklichkeit mehr als das. Dieses Ohr schlingt, was ihm in irgendeinem Sinne aufreizend nahekommt, in sich hinein, und die Stimme, die es wiederbringt, schafft Tonbilder, die man Phonographien nennen müßte, wenn sie nicht doch auch phantastisch wären. Klangeindrücke entstehen von einer unwahrscheinlichen Mannigfaltigkeit, ganze Ensembles wirklicher oder erdichteter Figuren, akustisch—optisch aufgenommen und wiedergegeben, treten auf, aller erdenkliche Menschenwirrwarr entfaltet sich auf dieser selt-

1 Hefte 182, 183 und 557

2 Seite 45 in dieser Ausgabe

samen Bühne, und doch ist es immer der Klang von Kraus Stimme, der zutiefst zu hören ist. Er vereint den Blankvers Shakespeares mit dem Trimeter Goethes, diesen wieder mit dem Couplet Nestroys und mit dem eigenen freien und gebundenen Wort. Steht man, wie diesmal, unter dem Eindruck einer ganzen Serie von Vortragsabenden, dann wird aufs unmittelbarste die Fülle einer Persönlichkeit offenbar, deren eigenes Schaffen so viele Ausdrucksmöglichkeiten besitzt und die das, was sie zu sagen hat, auch als Dolmetsch fremden Werkes zu sagen vermag. Daß er ein Agitator im besten Sinne, ein Aufpeitscher höchsten Ranges ist, verwehrt ihm nicht, ein Enthusiast und mehr als ein Nachschöpfer erdentrückter Musik zu sein. Welcher lebende Sprecher könnte oder wollte auch nur Goethes »Pandora« auf sein Programm setzen? Kraus' Vortrag enthüllt die Geheimnisse des dramatischen Gedichtes, indem er sie in eine höhere Sphäre des Geheimnishafteu erhebt. Wenn er es spricht, entschleiert sich das Drama als — man schämt sich beinahe des vielmißbrauchten Wortes — erotischer Gesang. Aus dem Liebestraum des Epimetheus steigt die Liebesgegenwart eines jüngeren Geschlechts auf, im Flammengesang der Epimeleia lodert Angst und Wonne des Weibes, der grandiose Rhythmus der Hirten— und Kriegerchöre stellt dem mystischen Weihepiel die prometheisch—tätige harte Welt entgegen, die im Lebenskampf Eros fremd geworden ist. Keinem Theater wäre es möglich, mit einem Dutzend Schauspielern und mit dekorativen Stimmungskünsten, den Eindruck zu erreichen, den Kraus Vortrag des letzten »Faust«—Aktcs erzielt. Der sterbende Mensch, der Kampf der Teufel mit den Engeln, diese Szenen, aus Geist und Sprache wiedergeboren, mit keinem anderen mimischen Mittel als ein paar sparsamen Handbewegungen unterstützt, werden höchstgesteigerte Dramatik, ein Götterkampf, in den die Melodie der Engelschöre ihre Rosen streut.

Die Vorlesung des »König Lear«, wiederum in drei mit stärksten Spannungen gesättigte Stunden gepreßt, ist erfüllt von dem Toben ineinander verbissener, sich in Haß und wollüstiger Grausamkeit verzehrender Menschen. Wo Lear aus verzweifelter Enttäuschung seinen Fluch schleudert, wird die Verwandtschaft des textlichen Inhalte mit der Stimmung des Sprechers aufs packendste erkennbar und wenn Kraus das Drama mit den Schlußzeilen melodisch abklingen läßt, scheint ein Vorhang auf den Ausgang gewaltiger Schicksale niederzurauschen. Es liegt nur ein scheinbarer Widerspruch darin, daß die Gemeinschaft des Fluchens, die Kraus und Lear verbindet, am nächsten Abend abgelöst wird durch die glaubwürdigste Einfühlung in die besonnte Weit der »Lustigen Weiber von Windsor«. Falstaff und seine fröhliche Gesellschaft finden den heiteren und scherzbereiten Freund in diesem Darsteller, dessen Lust an einfachen, vergnügten Menschen ebenso leidenschaftlich ist wie seine Abneigung gegen ihr Widerspiel. Es ist mehr als ein Kunststück, wie Kraus beim Vortrag dieses Lustspiels die verschiedensten Dialekte, die mannigfachsten Typen durch— und gegeneinander zum Klingen bringt, wie er nicht nur Sprach—, sondern auch Situationskomik allein durch das Wort lebendig macht, wie er der Romantik der Elfenszenen prachtvollen melodramatischen Ausdruck gibt. (Am Klavier war ihm an diesem und

anderen Abenden Fräulein Fritzi Pollak eine vortreffliche Begleiterin, einen Teil dieser Aufgabe hatte Herr Zeller übernommen.) Von Shakespeares Komödie ist der Weg zu Nestroy nicht mehr so weit. Wenn Kraus den »Zerrissenen« und Nestroysche Couplets vorträgt, zu denen teils er selbst, teils Mechtilde Lichnowsky die geistverwandte Musik ersonnen hat, wird er zum liebenswürdigen und lustigen Sänger eines unverdorbenen Österreichtums. Es ist der stärkste Beweis für die Größe des Rezitators Kraus, daß ihr Eindruck durch die Wucht des Schriftstellers kaum verkleinert wird. Trotzdem gingen in einem besonderen Sinn die tiefsten Wirkungen von den Abenden aus, an denen er sich zu seinem eigenen Worte kommen ließ. Mit vielen seiner Verse, die das Erlebnis immer in die strengste und doch natürliche Sprachform binden, mit manchen seiner Glossen, die im kleinen Ereignis das Wesen der Zeit sichtbar machen, vor allem aber mit dem Monolog des Nörglers aus den »Letzten Tagen der Menschheit«, einem großartigen Prosastück, das in hinreißendem und schwindelerregendem Schwung noch einmal den Blick in die grausige Tiefe der Kriegverschuldung eröffnet. Man fühlt es, daß Kraus diesen Teil seines Werkes trotz der scheinbaren Zeitgebundenheit als einen der wichtigsten auffaßt. In den fast vier Jahren, die seit dem ersten Erscheinen der in ihrem Ernst und noch mehr in ihrem Humor furchtbaren Szenenreihe verstrichen sind, hat man manchen ihrer Anlässe anders beurteilen gelernt. Die Objekte des Angriffs lassen sich vielleicht verschieben, vertauschen; der Tonfall der Anklage bleibt, und wer sie heute als unzeitgemäß empfindet und sich durch Erinnerungen an eine Epoche, die angeblich vorüber ist, belästigt fühlt, mag bedenken, daß das Verlangen, vom erledigten Krieg nichts mehr zu hören, einen Gleichgültigkeits—Zustand erzeugen kann, der die Fanatiker des Vergessens in Gefahr bringt, Zeugen oder Opfer eines neuen Krieges zu werden. Dem Zeitgenossen Kraus wurde eine Stimme verliehen, die allen Kriegsgraus festhält und fortklingen läßt, als Mahnung und Warnung für kommende Zeiten, die nicht in das gleiche Verhängnis stürzen wollen. »Die letzten Tage der Menschheit« erscheinen jetzt, umgeformt, als Buch. Sie sind zwar kein politisches, sondern ein Kunstwerk, gleichwohl möchte man wünschen, daß sie auch in Außenämtern mit Interesse gelesen werden.

L. St.

*

Von dem. Erträge der ausländischen Vorlesungen sind den Hungern in Rußland zugeflossen: Durch die Wiener Künstlerhilfe 252.913 Kronen als der volle Ertrag der vierten und der in kleinerem Rahmen improvisierten drei letzten Berliner Veranstaltungen (mit dem Erlös zweier Programme) und MK 3180 (Spenden von Berliner Hörern — darunter eine von MK 2000 —, auch von solchen, die noch »in dankbarer Erinnerung an die letzten Berliner Vorträge« das Geld nach Wien schickten). Durch die Aktion des Prager Tagblatt 2000 tschechische Kronen vom Ertrag der Prager Veranstaltungen.

* * *

Festsaal des Ingenieur— und Architektenvereines, 31. Mai, halb 8 Uhr:

I. Jean Paul: Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei (Siebenkäs I). — Goethe: Nachtgesang. — Claudius: Abendlied / Der Tod und das Mädchen / Phidile / Ein Wiegenlied bei Mondschein zu singen / Der Tod / Der Mensch / Kriegslied. — Göckingk (1748—1828): Lied eines invaliden / Klagelied eines Schiffbrüchigen auf einer wüsten Insel über den Tod seines Hundes / An sein Reitpferd / Als der erste Schnee fiel / Was hat Bestand? — Liliencron: Bruder Liederlich / Schwalbensiziliane / Heidebilder / Abschied / Meiner Mutter / Wer weiß wo / Zwei Meilen Trab / Festnacht und Frühgang / Der Blitzzug / Schnell herannahender und anschwellender und ebenso schnell ersterbender Sturmstoß / Ballade in U—dur / Die betrunkenen Bauern.

II. Bürger: Der wilde Jäger. — Schiller: Der Kampf mit dem Drachen (mit Vorbemerkung).

III. Peter Altenberg (mit Vor— und Nachwort aus dem Jahre 1913): Gleich beim Hotel / Landpartie / Die Maus / Mama / Hotel—Stubenmädchen. — Karl Kraus: Peter Altenberg / (Vorbemerkung) Rückkehr in die Zeit / Leben ohne Eitelkeit / Der Tag / Legende / Der tote Wald / Die zwölfhundert Pferde / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte / Zum ewigen Frieden.

Die Hälfte des Ertrags ist mit dem Erlös des Programms der Aktion für Blumau ¹ zugeflossen (Verband der Arbeiterschaft der Chemischen Industrie Österreichs, Wien, VI. Gumpendorferstraße 62, Postsparkassenkonto Nr. 17.940).

Vorbemerkungen :

Ich lese Schillers »Der Kampf mit dem Drachen«, nicht der Erkenntnis zuliebe, daß Gehorsam des Christen Schmuck ist, während Mut auch der Mameluck zeigt — was schon eher einer zeitgemäßen Einsicht entsprechen mag —, sondern weil Schiller hier an manchen Stellen und zumal mit jenem Kirchlein auf eines Felsenberges Joch eine steile Höhe der Sprachgestaltung erreicht hat, auf der die Papierblumen seiner Rhetorik nicht mehr gedeihen.

Mit Absicht lese ich auch solche Verse, von anderen Autoren und von mir, die ich kürzlich in Wien vortragen gehört habe. Ich tue dies meinen Versen zuliebe, um, auf diese eindrücklichste Art, einem leider verbreiteten und nur täglich lästig sich aufdrängenden Mißverständnis zu begegnen, als ob nämlich die Erlaubnis des Vortrags und dessen Erwähnung auf meinem eigenen Programm — die lediglich der Förderung desselben wohltätigen Zweckes (der russischen Aktion) dienen sollte — gleichbedeutend wäre mit einer Patronanz, Anerkennung oder dergleichen mir vorweg so unähnlichen Haltung. Sie ist mir so fern, wie ich dem heutigen Theater— und Vortragswesen.

Ebenda, 7. Juni 1922, halb 8 Uhr:

Vorwort zum 60. Todestag Nestroys. — Zum 1. Male: Der Talisman, Posse mit Gesang in drei Akten von Johann Nestroy (Begleitung: Prof. Josef Bartosch).

¹ Im Mai 1922 ereignete sich hier ein schweres Explosionsunglück. Der in Niederösterreich liegende Ort heißt heute Blumau-Neurißhof.

Zum Schluß Couplets (Willibald, Federl), Musik von Mechtild Lichnowsky.

Der volle Ertrag (inkl. Programm) für die Opfer von Blumau und für Georgien (Russischer Hilfsfonds [Chininststeuer] V. Rechte Wienzeile 97).

Auf dem Programm:

Die erste Aufführung des »Talisman« hat am 16. Dezember 1840 im Theater an der Wien mit Nestroy als Titus und Scholz als Spund stattgefunden. — Eines der tiefstinnigsten und dialogisch bedeutendsten, eben darum dem Geschmack eines fortgeschrittenen Theaterpublikums entlegensten Stücke Nestroys. Der Titus Feuerfuchs hat eigentlich, fast wie der Faden in den »Beiden Nachtwandlern«, den Umriß einer Girardi—Figur, und es ist gewiß für das Zweierlei von dramatischer und schauspielerischer Schöpfung bezeichnend, daß Girardi, der die gleiche Fülle und die ähnliche Menschlichkeit der wertlosesten Unterlage angezaubert hat, die Wiedergabe des künstlerischen Textes scheuen konnte, der schon die Fassung seiner Natur war. Der Gestalt, die auf der Bühne wächst, ist eben nur das auf den Leib geschrieben, was ohne sie kein Leben hat, und die literarische Forderung an Girardi, das Zureden zu Nestroy blieb — abgesehen davon, daß eine wesentliche Verbindung nur in wenigen Figuren deutlich wird — die Forderung des Literatentums, das vom schauspielerischen Element auch nicht die leiseste Ahnung hat.

Nebst aller Verschandelung Nestroys durch die freche Unfähigkeit der neuen Inszeniererei, die, wenn sie sich schon zu ihm herabläßt, ihren Kommisswitz am alten Theaterapparat — den sie nie erreichen wird — üben muß; nebst den Lumpereien neudeutscher Nestroy—Bearbeitung ist das neue Bühnenwesen auch durch die Verwahrlosung des Musikmaterials gekennzeichnet. Unter dem sieghaften Mißton der Tanzoperette sind die Partituren Adolph Müllers sen. schneller dahingeschwunden, als es selbst die Mißwirtschaft der Theaterarchive erfordert hätte. Es bedarf schon eines Ohrs, dem die Gemeinheit der heutigen Klangwelt nichts anhaben konnte, um hier einen Versuch der Rekonstruktion zu wagen. Ein solcher erscheint in den Melodien Mechtild Lichnowskys mit einer einzigartigen Fähigkeit der Einfühlung in den Zeitton gelungen. Von der Originalmusik zum »Talisman« waren nur noch Teile des I. Aktes: das entzückende Entree des Titus und das Lied der Salome auffindbar. Alle anderen Musikstücke: die Chöre und die Couplets sind nach Angabe des Vortragenden vom Begleiter gesetzt worden. Zu den Couplets: »Ja, die Zeit ändert viel« und »Na da hab' i schon g'nur« sind wieder Zusatzstrophen entstanden, die — was gegenüber gewissen albernen Meinungen, die selbst in diesen Auditorien Platz haben, gesagt sei — natürlich nicht mit den üblichen Zutaten der Textrenovierer zu verwechseln sind und um keine Linie die Reaktion Nestroyschen Geistes auf die Zeitumstände seiner Nachwelt überschreiten oder hinter ihr zurückbleiben. Deren Vorstellung und Erfüllung steht dem an, dem sie zusteht.

Im Vortrag des »Talisman« entfiel das Quodlibet, ferner die 4. und die 6. Strophe des ersten Couplets des Titus, die 3. des zweiten Couplets. Die Zusatzstrophen waren wie folgt angeschlossen:

A Schönheit hat dreizehn Partien ausgeschlagen,
Darunter waren achte mit Haus, Roß und Wagen,
Zwei Anbeter hab'n sich an ihr'm Fenster aufg'henkt,
Und drei hab'n sich draußen beim Schanzel dertränkt,
Vier hab'n sich beim dritten Kaffeehaus erschossen.

Seitdem sein a siebzehn Jahrl'n verflossen;
Jetzt schaut s' keiner an, sie kann sich am Kopf stell'n, wann s' will.
Ja, die Zeit ändert viel.

Wer hat nicht den glorreichen Helden gekannt,
Wie sein Zigarl steckt er eine Ortschaft in Brand.
Die Mannschaft war ihm gut genug zum krepieren,
Derweil sich die Herrn in der Mess' amüsieren.
Ja damals war's bunt, aber nacher wird's bunter,
Beim Umsturz da reißen s' die Stern' ihm herunter.
Jetzt is er ein einfacher Schieber in Zivil.
Ja, die Zeit ändert viel.

Käm' einer aus'm Grab heut, der erlebt' allerhand!
Um den Preis einer Villa fährt er jetzt auf das Land.
Den Zins in der Stadt zahlt er mit ein' Packl Zigarren,
Aber um paar tausend Kronen kriegt er erst einen Schmarren.
Mit'n Aufhängen gehts nicht, dazu is er zu stier,
Und außerdem sein ja die Strick' aus Papier.
Nur die Regierung is ihr Geld wert. Sie druckt, wie viel s' will.
Ja, die Zeit ändert viel.

Jetzt sieht man Gestalten in unserem Wien,
Die sind g'wiß von der Hölle direkt ausgespien.
Bevor diese Erde in Brand aufgegangen,
Hab'n s' irgendwo unten ganz klein angefangen.
Jetzt sind sie obenauf und vom Felde der Ehre,
Wo die andern begraben, beginnt ihre Karriere.
Jetzt sitzen s' in Logen, fahren im Automobil.
Ja, die Zeit ändert viel.

Es hat einer einst alles reiflich erwogen.
Drauf sind Millionen zur Schlachtbank gezogen,
Ja, das g'hört sich, daß die Völker fürs Vaterland sterben,
Denn nur so kann es sich ein Prestige ja erwerben.
Jetzt, wo sie statt dessen ein bißl Fleisch dürfen suchen —
Ja, jetzt möcht man doch glauben, daß sie die Betrüger verfluchen?
Konträr, sie ersehnen sie tränenden Blicks.
Nein, die Zeit ändert nix!

*

Vor mir reden zwei Fräuleins, war a g'spaßigs Gewäsch,
I hör': »Oui« und »peut—etre« — 's war richtig Fränzösch:
»Aller vous ojourd'hui au theatre — Marie?«
»Nous allons« sagt die andre, »au quatrieme Gallerie,
Jai aller avec Mama au theatre toujours«.
Na, da hab' i schon gnur.

Die Minister jetzt gfall'n mir; man weiß, was sie wollen,
Ihr Programm ist, daß die andern mehr arbeiten sollen.
Und weil die Minister bisher zu verschwenderisch waren,
So sollen die andern dafür jetzt mehr sparen.
Ja und nacher möchten s' auch Ordnung und Ruh.
Na, da hab i schon g'nur.

Um nicht immer wieder zu warten und lauern
Auf Milch für ihr Kind, fährt eine zum Bauern.
Sie bietet einen Tausender. Doch der Handel ist ihm fremd,
Er spekuliert nicht auf Gewinn, er will bloß ihr Hemd.
»Was? An Tausender?« — und haut gleich die Tür vor ihr zur —
»Da hab i schon, *g'nur!*«

Uns fehlts ja an allem und vor allem an Geld,
Denn wir haben es in Fülle und so kommts, daß es fehlt.
Wir wollen's ja nicht g'schenkt hab'n, was glauben S'denn, ich bitt,
Euer Gnaden, so fahr' mr halt gegen Kredit!
Und Versprechungen strömen uns schaffelweis zur —
Na, da hab'n wir schon *g'nur!*

Es gibt einen Schnorrer — Sie wer'n ihn ja kennen —
Der will sich von seinen Gobelins halt nicht trennen.
Er bittelt mit aufgehobenen Händen
Um a Brot, doch er laßt keinen Teppich verpfänden.
Er kann ja nicht leben ohne Kultur!
Na, da hab' i schon *g'nur.*

Zur österreichischen Bank is einer gegangen,
Denn es steht auf der Note: sie zahlt sofort auf Verlangen
Das gesetzliche Metallgeld. Er besteht auf dem Schein.
Da sagt der Kassier: »Ja, was fällt ihnen ein?
A Metallgeld! Gehn S' ham und geb'n S' a Ruh!
Da ham mer net g'nur!«

Ebenda, 9. Juni 1922, halb 8 Uhr:

I. Goethe: Faust II., 5. Akt (um die letzte Szene und 24 Verse gekürzt). [Musik nach Angabe des Vortragenden]

II. Worte in Versen: Der sterbende Mensch / (Vorbemerkung) Vor einem Springbrunnen / Fahrt ins Fextal / Dein Fehler / Du bist sie, die ich nie gekannt / Dank / Dialog / Grabschrift / Die Bürger, die Künstler und der Narr / Abenteuer der Arbeit / Flieder / Alle Vögel sind schon da / Sonnenthal / Grabschrift für ein Hündchen / Schnellzug / Hypnagogische Gestalten / Jugend / Todesfurcht / Ich habe einen Blick gesehn / Zwei Soldatenlieder / Meinem Franz Janowitz (mit Vorbemerkung) / Im Untergang.

Die Hälfte des Ertrags mit dem Erlös des Programms für Georgien.

Vorbemerkung:

Ich spreche wieder mit Absicht solche Verse von mir, die mindestens ein Teil des Auditoriums aus anderem Munde gehört haben dürfte. Es geschieht aus Ehrgeiz: um es auch möglichst richtig zu machen. Bei den Gedichten »Sonnenthal« und »Jugend« möchte ich insbesondere noch darauf hinweisen, daß sie keineswegs jener Jugend zugeordnet sind, die sich in diesen Junitagen für Herrn Moissi erwärmt.

Mittlerer Konzerthausaal, 13. Juni, halb 8 Uhr:

I. Vorwort zur Buchausgabe der Letzten Tage der Menschheit. — Szenen: Ein Generalstäbler beim Telephon / Volksschule I / Die

Cherusker in Krems / Armeeoberkommando. — Conrad von Hötzendorf (Januar 1913). — Vorbemerkung. Szenen: Innsbruck, Mitternacht / Zwei Verehrer der Reichspost, schlafend / Separatcoupé erster Klasse / Volksschule V. — Absage.

II. Der Zeit ihre Kunst.

III. Die Zeitung / Kärntnerstraße 1918 / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte / Wien.

Ein Teil des Ertrags für die Hungernden in Rußland.

Der Erlös des Programms für das Kinderasyl »Kahlenberg«.

Vor den Szenen »Innsbruck, Mitternacht« etc.:

Nun folgen Nachtbilder jenes Alpdrucks. Für solche, die den Krieg vergessen haben möchten, wurde kürzlich die Erinnerung an jene Kaiserjägeroffiziere aufgefrischt, die — man darf nicht generalisieren — Befehl gaben, vor Müdigkeit einnickende Posten mit dem Revolver niederzuknallen, oder einen Mann, der seinen Zwieback früher gegessen hatte als es erlaubt war, vor dem Hindernis an einen Baum binden ließen. Er konnte beim Morgengrauen den Russen als Zielscheibe dienen. Der Feind war indes barmherziger und stellte das Feuer ein. Aber mancher Mann hat, so lesen wir, in einer Nacht weiße Haare bekommen und ein irrsinniges Lachen ertönte oft weit über die galizischen Sümpfe hinaus. Ein anderes Nachtbild, das jene Offiziere im vollen Triumph der Hinterlandglorie zeigt — wie alles in diesem Buch auf der von keiner Erfindung erreichbaren Wirklichkeit beruhend. Am Ende vollzieht sich die Übergabe der Glorie symbolisch.

Durch das Betragen eines Berliner Schauspielers dazu veranlaßt, gibt der Verlag der Fackel als Veranstalter der Vorlesungen Karl Kraus bekannt, daß der Vortrag aus dessen Schriften durch Schauspieler und Rezitatoren, Dilettanten aus Beruf oder Passion, kurz durch wen immer unerwünscht ist und hiermit ausnahmslos inhibiert wird. Da sich in letzter Zeit die Fälle mehren, daß Leute ohne Genehmigung — von der mangelnden Befähigung gar nicht zu reden — und womöglich im Rahmen widerlicher Unterhaltungsprogramme aus diesen Schriften Vorlesungen abhalten und hierauf die Fähigkeit bewähren, den zugunsten der Hungernden in Rußland verlangten Sühnebetrag zu versagen, aber auch den Künstlerstolz, auf solche Zumutung gar nicht zu antworten, so wird nebst der möglichen juristischen Remedur in Aussicht gestellt, daß das Publikum durch eine Liste auf jene Individualitäten aufmerksam gemacht werden wird, die, was sie ihm bieten, ihm ohne und wider den Willen des Autors bieten.

Es wird ein für allemal bekanntgegeben, daß Reklamationen wegen nicht zurückgeschickter Manuskripte erfolglos bleiben und die eingesandten Marken oder Portobeträge wohltätigen Zwecken anheimfallen.

An die freiwilligen Spender jedoch sei wiederholt und mit allem Dank für die so freundliche Absicht die dringende Bitte gerichtet, den Wohlfahrtszwecken, zu deren Gunsten Vorlesungen stattfinden, die Spenden direkt — falls der Hinweis gewünscht wird: unter Beziehung auf die Fackel (oder auch

mit Verständigung des Verlags) — zugehen zu lassen, da der administrative Apparat für die Verwaltung, Bestätigung und Überweisung dieser Gelder leider nicht zulangt.

Der »Gesellschaft der Freunde« sind vom Erlös der Photographien und Karten vom Verlag R. Lányi zu den schon ausgewiesenen K 25.872,60 weitere K 15.450 zugeführt worden; hierauf K 14.255 (für zwei mit tschechischen Kronen bezahlte Photographien) und K 23.885, insgesamt bis zum Mai K 79.462,60.

Der Ertrag aus dem Rest der nunmehr vergriffenen Auflage der »Volks-hymne«: K 5158, ist dem Verband der Kriegsinvaliden (Wien, III. Henslerstraße 3), ein bis zum Mai sich ergebender Ertrag aus »Das Notwendige und das Überflüssige«: K 24.409 der Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland zugeführt worden.

Außer diesen und allen am Schluß der Programm—Notizen verzeichneten Abgaben wurden verschiedene Beträge dem »Haus des Kindes«, dem republikanischen Schutzfonds und anderen Zwecken zugewendet.

Die Kartenverkaufsstelle R. Lányi hat bei allen Veranstaltungen, deren voller Ertrag abgegeben wurde, auf die Provision verzichtet.

Auf dem Programm der letzten Vorlesung, während deren noch eine Spende aus dem Publikum (K 5000) überreicht wurde, war ein Ausweis über die zuletzt abgeführten Summen enthalten, der nunmehr ergänzt wird:

Für die Opfer von Blumau: K 379.701,50

Für Georgien (Chinisteuer): K 427.248

Den Hungernden in Rußland wurden bisher insgesamt — abgesehen von den unter Hinweis auf die Fackel oder die Vorträge direkt erfolgten Zuwendungen, für die hier herzlich gedankt sei — die folgenden Summen gespendet: Durch die Wiener Künstlerhilfe K 1.478.330 (darunter Spenden aus dem Publikum, Erlös aus einem Verlagswerk, aus unerwünschten Rezensionsexemplaren, einem unerlaubten Nachdruck, saisierten Porti etc.: K 164.412,50) und Mk. 3180 (Spenden aus dem Publikum). Durch die Prager Hilfsaktion 2300 tschechische Kronen.

Der Ausweis erfolgt in der Fackel, weil die Aktion, die ein so berechtigtes Interesse an jeder Bestätigung ihrer Wirksamkeit hat, sie im gegebenen Fall von der Wiener Presse nicht erlangen kann. Nicht weil diese »vergißt, daß es sich darum handelt, das Leben von Millionen von Menschen zu retten«, sondern weil sie nicht daran erinnern will, daß in einem bestimmten Fall vielleicht hundert gerettet wurden. Ja, sie würde es selbst nicht als wirkendes Beispiel veröffentlichen, wenn sie etwa der Vorstellung fähig wäre, daß dadurch weitere hundert gerettet werden könnten. Sie täte es nicht einmal für Geld. Nicht als ob sie Anstand nähme, sich von den hungernden Russen helfen zu lassen, aber lieber würde sie es ihnen noch schenken, als dafür mitzuteilen, daß es von mir kommt und ich noch am Leben bin. Wie wenig sie aber, die mit eigenen materiellen Mitteln noch nicht eingegriffen hat, imstande ist, mit ihrer publizistischen Werbekraft bei jenen Gelegenheiten zu leisten, wo sie keine persönliche Antipathie daran hindert, dem Hunger Rußlands nach der Zeilentaxe abzuhelfen, wird von Tag zu Tag klarer. Noch ehe der von mir an die »Wiener Künstlerhilfe« abgeführte Betrag erreicht war, ist das folgende Schreiben eingetroffen, das es bestätigt und das hier nicht als Dank— und Anerkennungsattest veröffentlicht wird, sondern — schon im Zusammen-

hang mit jener ersten Zuschrift über die Haltung der Wiener Presse — als Bekenntnis des Standes der Aktion und als Steckbrief gegen jene Kreise, von denen sie in optimistischer Erwartung den Namen bezogen und kaum mehr als diesen bis heute bekommen hat:

Wien, 30. V. 1922

Verehrtester Karl Kraus!

Im Namen und im Auftrage unseres Präsidiums beehre ich mich ihnen unseren wärmsten Dank für Ihre großzügige, ununterbrochene Unterstützung unserer Aktion auszusprechen, die uns durch Ihre Vorträge und Publikationen in— und außerhalb der Grenzen Deutschösterreichs zufließt.

Wir haben Ihnen, sehr geehrter Herr, schon jetzt K 1.085.509 und Mk 2980 zu verdanken; es freut uns, Ihnen mitteilen zu können, daß wir von Ihnen — durch den Verlag der Fackel und durch die Buchhandlung Lányi — somit den bisher größten Beitrag erhalten haben.

Hofburg, Michaelertor

Mit Verehrung
J. B. Schweide

Österreichische Künstlerhilfe
für die Hungernden in Rußland

Aber das genügt ja eben nicht und deshalb will ich mehr tun. Den Künstlern, die nichts tun, wiewohl sie es könnten, ließe sich durch Zuspruch nachhelfen. Aber ich erkläre mich auch bereit, jenen, welchen bisher weder der Wert ihrer Darbietung noch der bessere Zweck — in den spärlichen Fällen, wo seiner auch nur gedacht wurde — noch der Beistand der Wiener Presse einen Ertrag sichern konnte, der ihnen eine Unterstützung der Aktion ermöglicht hätte, künftig so zu helfen, daß ich, ohne Rücksicht auf den Wert und ausschließlich im Hinblick auf den Zweck, ihre Veranstaltungen auf meinem eigenen Programm ankündige, damit das leider so mißdeutbare Wort »Künstlerhilfe« vorerst zu seinem populäreren Sinn: daß den Künstlern geholfen werde, und dadurch wieder zu der ihm angesonnenen Bedeutung: daß die Künstler helfen, gelange. Man hört ja Schauderdinge von ausgestorbenen Sälen, wahren Pendants zu den russischen Elendsbildern, die zu stellen unmöglich der Zweck der Übung sein kann. Wogegen ich mit einer Intervention auf meinem Programm schon Wunderwirkungen erzielt habe. Wenn die Künstler verblendet genug sind, mein Opfer zu verschmähen, dann mögen sie das ihre selbst bringen und, eigener Kraft vertrauend wie auch der der Presse, am Werke sein, dem wichtigsten, das die heutige Welt zu leisten aufgibt. Dann ist es aber höchste Zeit, daß sie sich anstrengen, damit nicht zur Menschheitsschmach des Hungers die Künstlerschande der Unfähigkeit, ihm abzuhelfen, trete!

Nichts als Enttäuschungen

»VOM BÜRGERMEISTER DER STADT WIEN«

stand auf dem Kuvert eines an mich gerichteten Schreibens, und ich glaubte schon, es werde mir entweder die Mitteilung bringen, daß mich der Gemeinderat in vertraulicher Sitzung in Würdigung meines hervorragenden Könnens

auf dem Gebiete der Wiener Vortragskunst und in Anerkennung meiner Verdienste auf dem Gebiete der Wohltätigkeit zum Bürger der Stadt Wien ernannt habe, worauf ich die längste Zeit warte, oder wenigstens die auch schon eine Zeitlang erwartete Bitte um Entschuldigung, daß der Magistrat mir die Möglichkeit eröffnet hat, mich durch die k. k. Sicherheitswache vorführen zu lassen, wenn ich nicht wegen der Lustbarkeitssteuer persönlich erscheine, was ich tatsächlich bis zum heutigen Tage verschoben habe. Und es war wieder einmal eine Enttäuschung. Ich bin weder von Sozialisten zum Bürger erhoben noch von Republikanern von der Drohung mit einer kaiserlichen Behörde befreit. Dagegen hat der gewiß vortreffliche und von den schwersten Sorgen bedrückte Bürgermeister das folgende Anliegen an mich:

Pr. Z. 3617 ex 1922

Wien, am 1. April 1922

Sehr geehrter Herr!

Bezugnehmend auf die in der Nummernfolge 588 — 594 der 'Fackel' vom März 1922, Seite 18 enthaltene Bemerkung, wonach dem Herrn Direktor Anton Wildgans für seinen Grillparzer—Prolog ein *Honorar* aus Gemeindemitteln gezahlt worden sei, bitte ich freundlichst zur Kenntnis zu nehmen, daß der Genannte für die Verfassung dieses Prologes weder ein Entgelt verlangt noch erhalten hat.

Mit dem Ausdrucke der vorzüglichen Hochachtung

Jakob Reumann
Bürgermeister

Herr Bürgermeister Reumann kennt den Burgtheaterdirektor Wildgans von der Eröffnung des Grillparzerschen Nachlasses persönlich. Ich weiß das zuverlässig aus einem Bild des 'Extrablatts', wo sie beide in einem Kreis erwartungsvoller und sachkundiger Männer, die auf den ersten Blick als Funktionäre zu erkennen waren, vor einer Kasette saßen, und ich habe sie aus dem Text im Innern des Blattes agnosziert. In der gemeinsamen Erwartung und noch mehr in der gemeinsamen Enttäuschung über den Inhalt der Kasette sind sie einander näher gekommen, und das Motiv dieser Enttäuschung spinnt sich nun fort, indem auch ich vom Inhalt der Zuschrift des Bürgermeisters enttäuscht bin, da ich wie gesagt etwas ganz anderes erwartet habe. Von der Enttäuschung, die der Prolog des Herrn Wildgans seinen Verehrern bereitet hat, will ich gar nicht sprechen. Aber daß er nicht einmal ein Entgelt für die Verfassung dieses Prologes bekommen hat, ist gewiß auch eine Enttäuschung, mindestens für die Leser der Fackel, die es gelesen, geglaubt und ihm als die geringste Entschädigung für die große Mühe auch gegönnt haben, und wenn nun noch der Bürgermeister von meiner Antwort enttäuscht sein sollte, dann hätte sich an jene Kasette ein wahrer Fluch geheftet, indem aus ihr zuerst nichts und hierauf wie aus der Büchse der Pandora etliche Luftgebilde herauskamen. Nur wird es sich immerhin zeigen, daß noch am ehesten jenes, das den Lesern der Fackel ein Honorar für Herrn Wildgans vorspiegelte, etwas zum Anhalten bot.

Zunächst muß man bei einer Berichtigung die Frage der Berechtigung, also die Frage der tatsächlichen Relevanz und wer ein Interesse an jener hat — denn nur er wäre zu ihr berechtigt —, aufwerfen. (Die Frage nach der tatsächlichen Richtigkeit läßt das Gesetz nicht zu.) In der Fackel stand der Satz:

Wenn man nun bedenkt, daß für diesen Prolog die Stadt Wien, die die Grillparzer—Feier im Burgtheater veranstaltet — wozu sie nur

das geistige Wien, aber respektvoller Weise nicht auch mich einlud —, daß sie also dafür ein Honorar gezahlt hat, so wird man gewiß begreiflich finden, daß ich immer viel mehr dafür bin, daß man den Dreck, den wir schon haben, wegräumt, als daß man das Geld ausgibt, um einen anzuschaffen.

Wenn man von dem subjektiven Moment meiner Enttäuschung absieht, nämlich daß ich nicht zur Grillparzer—Feier eingeladen wurde, so stellt sich als das Objekt der Kritik nicht Herr Wildgans dar, von dem gesagt wird, er habe für seinen Prolog ein Honorar bekommen, was ja sein gutes Recht ist und ihn weit weniger herabsetzt als der Prolog, sondern lediglich die Gemeinde, der ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß sie Geld für die Anschaffung von Dreck anstatt für dessen Abschaffung ausgibt. Es ist also einleuchtend, daß die Gemeinde ein Recht auf die Berichtigung hat (und vollends einen moralischen Anspruch, wenn die Behauptung, die jener Kritik zugrundeliegt, tatsächlich unwahr wäre). Gleichwohl macht die Berichtigung eher den Eindruck, daß hier Herr Wildgans, der Wert darauf legt, den Prolog um Gottes Lohn verfaßt zu haben, durch Vermittlung des Bürgermeisters, der sonst vielleicht auch von der Behauptung der Fackel gar nicht erfahren hätte, eine Berichtigung vornimmt, die er als Dichter, der er ist, nicht persönlich vornehmen will. Daß auch er ein Recht auf die Richtigstellung der behaupteten Tatsache hat, selbst wenn diese ihn scheinbar nicht herabsetzt, aber wenn sie nur aus irgendeinem Grunde für ihn relevant sein könnte, unterliegt keinem Zweifel. Doch ziemlich klar ist auch, daß der Bürgermeister seinen noch weit begründeteren Anspruch auf die Feststellung, Herr Wildgans habe kein Entgelt erhalten, nicht als Sachwalter der Gemeinde, sondern eher als Stellvertreter des Herrn Wildgans erhebt, sobald er auch zu berichtigen unternimmt, Herr Wildgans habe keines *verlangt*. Denn nur diesen »betrifft« in diesem Zusammenhang die tatsächliche Behauptung, er habe ein Honorar verlangt, wiewohl sie sich auf beide Teile »bezieht«, während die andere tatsächliche Behauptung, er habe es erhalten, beide Teile betrifft. Und zudem wurde die Behauptung, daß Herr Wildgans ein Honorar verlangt hat, gar nicht aufgestellt. Wie immer dem sei und ob diese Verwahrung nicht besser Sache des Herrn Wildgans gewesen wäre und wenngleich der Bürgermeister ein Interesse, das ihn wenig bekümmern müßte, an sich nahm und gleichsam im übertragenen Wirkungskreise zur Geltung brachte, so hat er doch im eigenen klar genug auch die ihm zustehende Verwahrung ausgesprochen gegen das Ansinnen, daß die Gemeinde für einen Dreck Geld ausgegeben habe. Herr Wildgans, der sein eigenes Interesse nicht selbst betätigen wollte und vorzog, es mit dem der Gemeinde zu verknüpfen, das ebenso berechtigt wie vermutlich nicht vorhanden war, müßte nun von dem Effekt der amtlichen Berichtigung enttäuscht sein. Denn sie kann, ohne als Stellvertretung kenntlich gemacht zu sein, nur den Sinn haben, dem Vorwurf zu begegnen, daß die Gemeinde Geld für unnütze Anschaffungen hinauswerfe.

Bleibt nur zu erklären und zu entschuldigen, wie ich zu einem so leichtfertigen Vorwurf kam. Da es dem Herrn Bürgermeister gewiß nicht ähnlich sieht, unwahre Tatsachen, die die Geschäftsführung der Gemeinde belasten könnten, erst dann zu berichtigen, wenn aus ihnen irgendeinmal eine Konklusion gezogen wird, so ist es äußerst bedauerlich, daß Herr Wildgans ihn nicht schon auf den Gemeinderatsbericht des Zentralorgans der Partei, der der Bürgermeister angehört, aufmerksam gemacht, sondern gewartet hat, bis ich, von der unberichtigten Sachlichkeit dessen, was dort stand, verleitet, auf einen Irrweg geriet. Jene Kritik ist in der Fackel erst im März erschienen.

Aber am 28. Jänner war in der Arbeiter—Zeitung, auf Seite 6, das folgende zu lesen:

DIE GRILLPARZER—FEIER

Richter beantragte ferner einen Kredit von 150.000 Kronen für die Festvorstellung der Gemeinde Wien im Burgtheater anlässlich des fünfzigsten Todestages Franz Grillparzers. Er begründete den Antrag damit, *daß größere Spesen erwachsen sind*, da das Orchester durch Philharmoniker verstärkt, *der Männergesangverein herangezogen und von Direktor Wildgans ein Prolog beigesteuert wurde*. Auf den Zwischenruf: »Wo war der Gemeinderat?« erwiderte der Referent, daß nur das Gemeinderatspräsidium und der Stadt—senat an der Feier teilnahmen, *weil sonst noch größere Kosten erwachsen wären*.

Nun dürfte die Enttäuschung des Bürgermeisters schon darin bestehen, daß ihm dieser Bericht entgangen war, weil ihn Herr Wildgans nicht darauf aufmerksam gemacht hat, der ihn aber vielleicht auch nicht gelesen hat, und die Enttäuschung mancher, die ihn jetzt lesen, dürfte wieder darin gelegen sein, daß ich nicht überführt werden kann, mir, wie es nach der Zuschrift des Bürgermeisters den Anschein hatte, die Geschichte aus dem Finger gesogen oder sie auf einen Klatsch hin verbreitet zu haben. Trotzdem bliebe noch immer die Möglichkeit offen, daß der Gemeinderatsberichterstatter der Arbeiter—Zeitung sich verhöhrt hat und in seinem guten Glauben, solche Dinge seien im Gemeinderat zur Sprache gekommen, hinterdrein eben durch keine Berichtigung des Bürgermeisters enttäuscht wurde. Daß sie erst auf meine Reproduktion der Tatsache erfolgt ist, spricht übrigens umso deutlicher dafür, daß die Gemeinde ein Ansinnen zurückweist, welches sie erst in meiner Darstellung als kränkend empfindet, und daß demnach Herrn Wildgans mit der Berichtigung vielleicht ein Wunsch erfüllt wird, aber eine Enttäuschung widerfährt. Weit mehr in seinem Sinn wäre sie schon auf den Bericht hin erfolgt, in dem ja bereits alles, was er bestreiten will, und nur dies enthalten war. Aber vermutlich hat er den Bericht nicht gelesen und so konnte die Unwahrheit eben um sich greifen. Um nun bis zur Wurzel des Mißverständnisses vorzudringen, dessen Opfer zuerst der Gemeinderatsberichterstatter der Arbeiter—Zeitung und durch ihn wieder ich selbst wurde, habe ich mir das Protokoll jener Sitzung beschafft, und das Resultat ist insoferne eine Enttäuschung, als sich herausstellt, daß sich auch der Protokollführer verhöhrt haben muß:

BERICHTERSTATTUNG DES STADTRATES RICHTER

Kredit für die Grillparzer—Gedenkfeier

Anlässlich des fünfzigsten Todestages unseres großen Dichters Franz Grillparzer hat sich die Gemeinde veranlaßt gesehen, auch eine Ehrung Franz Grillparzers in der Form einer nach außen sichtbaren Feier vorzunehmen, und sich aus diesem Grunde entschlossen, eine Festvorstellung im Burgtheater zu veranstalten, die natürlich über eine gewöhnliche Theatervorstellung hinaus festlich gestaltet werden sollte. Aus diesem Grunde wurde eine Verstärkung des Orchesters durch Philharmoniker vorgenommen und der Wiener Männergesangverein gebeten, an dieser Feier

mitzuwirken. *Außerdem wurde von Direktor Dr. Wildgans ein Festprolog verfaßt, der auch zum Vortrag gebracht wurde.*

(Hier ließe sich der Einwand erheben, daß gemeint sein könnte, das Honorar sei eben für den Vortrag des Prologes und nicht für dessen Verfassung bezahlt worden.)

An dieser Veranstaltung haben von der Gemeinde teilgenommen ... (Gemeinderat Wettengel: Vom Gemeinderat war niemand eingeladen!) Nein, Gemeinderäte waren nicht eingeladen. (Gemeinderat Wettengel: Also nur Freunderln?) Keine Freunderln, sondern zu der Vorstellung waren nur der Stadtsenat und das Präsidium eingeladen, (Gemeinderat Wettengel: Sehr exklusiv!) *weil uns sonst noch höhere Kosten erwachsen wären.* Die Feier hat insgesamt einen Kostenaufwand von 150.000 Kronen erfordert, um dessen Genehmigung ich Sie bitte. *Sie werden begreifen, daß die Verstärkung des Orchesters, die Mitwirkung einer Solistin und eines Gesangsvereines sowie die Verfassung des Prologs so viel Kosten erfordert.* Es wurde aber nicht mehr getan *als getan werden mußte.* Das waren wir aber unserer Tradition schuldig, umsomehr als es sich um unseren größten Dichter, um Franz Grillparzer handelte.

Wozu ich nur noch zu bemerken habe, daß ich weder berechtigt bin, die Wahrheit der Angabe eines gemeinderätlichen Protokolls: daß die Verfassung eines Prologes — Sie werden begreifen — Kosten erfordert, noch die Wahrheit dessen, was der Bürgermeister im Interesse der Gemeinde und des Verfassers behauptet: daß für den Prolog nichts gegeben und nichts verlangt wurde, zu bezweifeln. Lieber glaube ich die zweite Wahrheit. Außerordentlich enttäuscht wäre ich aber, wenn einer dafür bezweifeln wollte, daß zwischen ihr und der ersten ein gewisser Widerspruch besteht. Nicht minder auch, wenn man zur Erklärung dieses Widerspruchs etwa darauf verweisen wollte, das Protokoll sei vom 27. Jänner, also veraltet, die Berichtigung aber vom 1. April. Ich würde nicht einmal zu der Erklärung greifen, daß Herr Wildgans, der kein Entgelt verlangt hat, es vielleicht zu der Zeit, da der Bürgermeister die Berichtigung schrieb, noch nicht erhalten hat, so daß er tatsächlich keines verlangt und keines erhalten hätte. Sollte er es aber etwa abgelehnt haben, als es die Gemeinde ihm anbot, so bliebe der Vorwurf aufrecht, daß sie für so etwas Geld übrig habe, und die Behauptung, daß sie es gezahlt hat, wäre nur durch den Umstand berichtigt, daß ihre Freigebigkeit in der Selbstlosigkeit des Verfassers eine Schranke gefunden hat. Ich finde keine Lösung des Rätsels, habe aber an ihr ein noch weit geringeres Interesse als die Gemeinde an der Berichtigung, und wie der immerhin unverkennbare Widerspruch zwischen den Worten des Bürgermeisters und dem Protokoll der Gemeinderatsitzung zu beheben ist, mögen sich jener und der Stadtrat, dessen Antrag wegen des Honorars angenommen wurde, untereinander ausmachen. Ich habe nicht den Ehrgeiz, informiert zu sein, und gewiß nicht über die Tatsachen hinaus, die in einem amtlichen Protokoll und in einer amtlichen Zuschrift enthalten sind. Ich weiß höchstens, daß der Prolog mit dem ihm im Jänner zugeordneten Teilbetrag von 150.000 Kronen, also mit der Summe, die nach Abzug der Spesen für das Orchester, den Männergesangsverein und die Solistin übrigbleibt, wenn sie etwa erst jetzt flüssig werden sollte, selbst nach dem heutigen Geldwert, der bekanntlich die größte Enttäuschung ist, weit überzahlt wäre. Und bin ich auch nicht Bürger der Stadt Wien geworden, so befriedigt

mich nach all dem doch das eine positive Ergebnis, daß die Gemeinde für den Prolog nur das gezahlt hat, was er wert ist: nichts.

Der Reigen

Es ist eine interessante Naturerscheinung, daß die meisten deutschen Schriftsteller, die es im Leben und durch die Presse zu etwas gebracht haben, gleichalterig sind, und es ist ein schöner Brauch, daß sie, die vor zehn Jahren fünfzig waren und in treuem Zusammenhalten heuer sechzig geworden sind, eine Phalanx bilden, aus der sie nur austreten, um jeweils ihren Geburtstag zu feiern, während die andern beisammen bleiben, um dem, der gerade an der Tour ist, zu gratulieren, was in der Regel durch Vermittlung von S. Fischer, Berlin geschieht. Oder man könnte auch sagen, daß der eine in der Reihe bleibt, während die andern zur Gratulation antreten. Leider fehlt so diesen Geburtstagen das Moment der Überraschung, aber da sie zum Glück, das sie einander wünschen, nicht auch an demselben Tag geboren sind, so ist dafür wieder eine Einteilung möglich. Es ist sogar die Vermutung nicht ganz von der Hand zu weisen, daß sie einander schon vorher verständigen, etwa wie sich bei israelitischen Hochzeiten, wenn das Schlachtopfer noch raucht, alle Versammelten auf die nächste unverheiratete Tochter mit der Drohung stürzen: Jetzt kommst du dran! Da ich dem Jahrgang, der dem deutschen Volk seine wichtigsten Dichter sowie Denker gegeben hat, nicht angehöre, ferner aber auch noch andere Abhaltungsgründe habe, so schließe ich mich in solchen Fällen weder der engeren Reihe der Altersgenossen noch der weiteren der Zukunft— und Zeitgenossen an, und sollte auch mir einst der Festtag, der heuer so häufig gefeiert wird, beschieden sein, so werde ich mir wahrscheinlich selbst gratulieren müssen, und zwar abgesehen davon, daß mir das liegt, schon einfach darum, weil ich einem Jahrgang angehöre, der keine andern Dichter aufweist, aber auch weil weder sie, wenn sie vorhanden wären, noch die der andern Jahrgänge mir gratulieren würden. Denn dazu, daß ich ein Altersgenosse des Herrn von Hofmannsthal bin, werde ich weder mir noch ihm gratulieren und ich bin überzeugt, daß er sich ebenso verhalten wird. Überflüssig zu erwähnen, daß er sich als Anwärter in dem Zuge befindet, der, von einem Hauptmann geführt und von je einem Nebenmann flankiert, hinten als den gewichtigsten Vertreter der jüngeren Korporation Werfel aufweist.

Jetzt war Schnitzler an der Tour und eben jene, in deren Reihe er eben noch gestanden war, um dem Vordermann zu gratulieren, wandten sich nun ihm zu, und gerade an seinem Falle wurde es so recht klar, daß sich ein Reigen, bei dem das ganze Ensemble in Tätigkeit bleibt, auch auf beleuchteter Szene abspielen kann. Nun sind freilich die Ehrungen, die ihm in so überreichem, wenngleich nicht mehr überraschendem Maß zuteil wurden, einem Manne wohl zu gönnen, der zwar den »Reigen« geschrieben hat, aber immerhin einer der wenigen Schriftsteller ist, die sich während des Krieges anständig benommen haben, was man zum Beispiel von seinem Mitklassiker einer unteren Klasse, dem Herrn von Hofmannsthal, nicht sagen kann, einem Bekenner, dem erst eine lebhaftere Propaganda für Hindenburg es ermöglicht hat, der Front den Rücken zu kehren, ja auf diesem Wege bis Warschau zu gelangen. Außerdem ist ja gewiß nicht zu leugnen, daß Schnitzler seine Meriten hat, indem er nach amourösen Anfängen eben den Kreisen, deren genußfroher Lebensrichtung er entgegengekommen war, auch vertieftere Einsichten

vermittelte, ja sich in seinem Schaffen zu der Erkenntnis durchrang, daß wir alle sterben müssen. Da ich in den Festtagen in Berlin war, so lag nichts näher als die Möglichkeit, mich aus Berliner Zeitungen über den Grad der Popularität zu unterrichten, die Schnitzler in Wien, von wo ich bereits zwei Wochen abwesend war, erreicht hat und die ich, immer auf das Rathausviertel, beziehungsweise im Sommer auf das Salzkammergut beschränkt glaubte. Hatte seinerzeit ein Berliner von jenem Pathos der Distanz, das in Wien in jedem Mann mit schwarzem Schnurrbart Johann Strauß vermutet hat, nach Girardis Tod geschrieben, bei seinem Auftreten im Burgtheater hätten »die Komtessen die Fiaker umarmt«, so erfuhr ich nun etwas, das mir auch sehr zu denken gab:

Kein Wunder, daß Schnitzler eine Zeitlang eine der populärsten Persönlichkeiten Wiens war, die in Kleidung *und Tracht*, im Ton seiner Dialoge kopiert wurde, *freilich auch* im Flirten und Verliebtsein seiner Gestalten. Aber wie aus dem amourösen Wien ein ernsteres geworden, so auch aus dem Dichter des »Reigen« ein anderer. Er ist zwar auch heute noch ein liebenswürdiger Schilderer der Donaustadt, ein wahrer Menschenfreund, aber er ist melancholischer geworden.

So wäre denn wohl eine Anpassung des Dichters an das Milieu erfolgt, während es vor dem Umsturz umgekehrt war. Aber die Auffassung hat entschieden etwas von jener übertreibenden Optik, mit der der reisende Koofmich die Wiener Verhältnisse betrachtet. Selbst Sonnenthal wurde, und auch nur vom Parkettpublikum, ausschließlich in der Kleidung kopiert, keineswegs auch in der Tracht, doch die Vorstellung, daß es in Wien Liebespaare gegeben haben soll, die dem Reigen nicht bloß den Stoff, sondern auch den Dialog entlehnt haben, grenzt schon an Hybris. Ich hätte, wenn die Lebemänner in Wien auch nur wie der Anatol gesprochen hätten oder mir zu Ohren gekommen wäre, daß irgendwo ein süßes Mädchel stolz bekannt hat: »Das ist doch der Schubert!« (den sie später durch das Dreimäderlhaus kennen lernen sollte), den Staub Wiens von meinen Füßen geschüttelt. Um aber auf besagten »Reigen« zurückzukommen, so muß einmal das Bedauern ausgesprochen werden, daß Schnitzler just als er und die Zeit schon ernster geworden waren, ihn hervorgeholt hat, und gesagt werden, daß die Zulassung dieser Kassenerfolge das menschliche Bild des Dichters selbst dann alterieren würde, wenn er davon mehr als 100.000 Kronen an die Hungernden in Rußland abgetreten hätte. Denn darüber wollen wir uns wohl gar keiner Täuschung hingeben, daß, wie immer man über das Moralproblem der Bühne denken und den literarischen Wert des »Reigen« einschätzen mag, sein Bühnendasein sich doch ausschließlich jenem Augenblick verdankt, wo der Dialog aufhört; daß sein typischer Zuschauer doch kein anderer ist als jener Voyeur, der, da über einer Entkleidungsszene der Vorhang eines Pariser Theaters fiel, ihm mit beiden Armen Halt gebieten wollte; und daß die Widerlichkeit der Erlaubnis, den Verdruß jedes Zensurverbots übertreffend, nicht nur in der Vorstellung des Gesindels enthalten war, das sich zu der Gelegenheit, zehn begonnene Akte in einem mitzumachen, anstellt, sondern eben auch in der Gelegenheit, die der Oberoffizial Kasmader bekam, sich sittlich zu erregen. Und daß der Dichter die beiderseitige Erhitzung einander würdiger Parteien nicht nur ermöglicht und toleriert hat, sondern von der höhern Warte eines Logenplatzes im intimsten Raum überblicken konnte, zeigt doch, daß er zwar der Menschenfreund geblieben ist, der er immer war, aber selbst vor dem trübseeligsten Schauspiel,

von dem es ihm wohl angestanden hätte den so vielberufenen Weg ins Freie zu finden, nicht melancholischer geworden. Gleichwohl bildete seine Weltanschauung das Problem einer festlichen Betrachtung, die nur zu keiner Entscheidung gelangen konnte, ob jene ihn mehr an die Seite Grillparzers oder an die Goethes rücke. Was Grillparzer anlangt, scheint in den Epigrammen tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit gegeben, während der »Reigen« ganz gewiß hinter Goethes »Tagebuch« zurückbleibt. Eine jener müßigen Gestalten, die sich im Neuen Wiener Journal an alles mögliche erinnern, nur nicht an die Pflicht den Mund zu halten, glaubt die Goetheähnlichkeit allerdings in dem bezeichnenden Umstand zu erkennen, daß Schnitzler auch eine Mutter hat:

Als sie endlich eine gleich ihr hochmusikalische Dame als Schwiegertochter mit vollem Jubel begrüßt hatte, *konnte ich* sie in meinem Glückwunschsreiben *mit vollem Recht* mit Goethes Mutter vergleichen, die auch selbstlos genug war, *dem Sohne sein Eheglück zu gönnen*.

Was es alles gibt, übersteigt doch das Maß alles dessen, was möglich ist. Aber weil wir schon bei den Schwätzerinnen des Neuen Wiener Journals sind, so darf der Hermann Bahr nicht vergessen werden, der sich, wiewohl er auffallenderweise erst nächstes Jahr drankommt, dem Reigen angeschlossen hat. Er fühlt sich aber schon jetzt so weit und fragt darum Schnitzler:

Was meinst Du, lieber Artur, wieviel wird in hundert Jahren von Dir noch am Leben sein? Und wieviel von mir? Wieviel von uns allen?

Das kann ich ihm genau sagen: »Die letzten Tage der Menschheit«. Ach so, das ist ja nicht von Schnitzler und Bahr, sondern nur von uns allen. Also wieviel von Schnitzler bleiben wird, das kann ich ihm beim besten Willen nicht sagen. Aber von Bahr — also ganz bestimmt jene Stellen aus seinem Tagebuch, die in meinen Büchern enthalten sind.

Aus meinem Tagebuch

»Obtinere abstinendo«: dies Geheimnis habe ich von ihm an einem Fastensonntag aus dem Neuen Wiener Journal empfangen, aber er ahnt nicht, welche schon an die Heiligenschaft grenzende Stärke dazugehört, der Verführung zu widerstehen, jedes seiner Tagebücher aufzunehmen. Ich denke, wenn ich das, was jeden Sonntag erscheint, am Montag, wie es ist, ohne eine Silbe hinzuzutun, in meinem Druck erscheinen ließe: diese haltlose Welt, die noch am Sonntag gläubig war, würde sich am Montag in eine blasphemische Heiterkeit auflösen. Das Wesentliche dieser Wirkung dürfte wohl in der absoluten Naivität begründet sein, mit der einer unter den zahllosen Masken, die er sein Lebttag trug, nun eine erwählt hat, von der er sich den Erfolg verspricht, daß man den Komödianten nicht merken werde. Das ist die barocke Kreuzung von öffentlichem Betbruder und einem heimlichen Geschwisterkind des alten Goethe. Die geruhige Art, mit der da ein dem Weltgetriebe entrückter Provinzschauspieler Erkenntnissen, die er nicht hat, jene Bedeutsamkeit anschminkt, mit der sie sich »eintragen« lassen, diese Selbstgespräche mit Eckermann,

die fix für den Wochenbedarf geliefert werden und nie ohne das Gefühl: »Mit Goethe zu Tische in mancherlei Unterhaltungen« und so etwas wie die Klausel, daß wir uns alle des weisen Wortes gefreut haben — selten hat je ein nai-ver Hanswurst mit solcher Beharrlichkeit an dem Gelächter vorbeigehört. Er hat sich so in die Rolle hineingelebt, daß es ihm gewiß nicht mehr auffällt, wenn er etwa einen Franzosen »der Franzos« nennt und »das Chor« schreibt. Weitausgreifend, alle Interessen der Menschheit umfassend wie nur jener, allen Schicksalen zugewandt, notiert er:

München, 15. Mai. Wickham Steed von den Times »entlassen«! *Ich fiel vor Schreck*, als ichs hörte, *fast* von der Leiter, auf der ich seit Tagen, Bilder hängend, Bücher einstellend, jetzt meines irdischen Daseins *letzten Akt inszeniere*. Denn mein lieber Steed ist ja von Jugend auf so tief eingewachsen in die Times, daß man sich die beiden geschieden kaum vorzustellen vermag ...

Keinen Menschen auf Erden gibt es und er kennt ganz bestimmt auch keinen, der für einen Versuch nach dieser Richtung in Betracht käme; alles nur Weltschmonzerei, er ist natürlich auch nicht einmal »fast« von der Leiter gefallen, er ist wahrscheinlich gar nicht oben gewesen, als er's »hörte«, er ist überhaupt nicht erschrocken, und wahr ist nur das mit dem Inszenieren. Was an diesen Bekenntnissen immer wieder auffällt, ist die Selbstverständlichkeit, mit der ihm alle Termini des Theaterhandwerks herausrutschen, ohne daß er auch nur einen Augenblick die Unbefangenheit verliert. Ganz offen gibt er zu, daß er seine Rolle je nach dem Geschmack des Publikums wählt und daß es für München am Platze sei, sich die Maske eines Professors zurechtzulegen:

27. Mal. *Schrecklich*: wie heftig ich mich wehren, widersprechen und beschwören mag, es hilft mir nichts, hier in München *heiß* ich nun einmal für alle Welt Herr Professor! Ich bin der Mann der Frau Professor Bahr—Mildenburg, folglich — muß ich der Herr Professor sein. In einem Land, wo man gewohnt ist, die Frauen mit den Titeln ihrer Männer anzureden (Frau Oberkonsistorialrat!), ist es schließlich auch nur logisch, daß, wenn einmal umgekehrt in einer Ehe die Frau etwas ist und der Mann nichts, ihm ihre Würde kostenlos zugeteilt wird: *ich werde trachten müssen, meinem Gesicht einen professoralen Ausdruck zu geben*.

Schalk das. Spricht die bittere Wahrheit, daß in einer Ehe manchmal der Mann nichts ist, und hofft, man werde Oho! machen. Fällt niemandem ein. Daß die Münchner so sind, ist sehr einfach zu erklären, sie fallen nicht auf die Frau, sondern auf den Bart herein, und wenn er nur noch ein wenig auflegt, wird er in München volle Häuser machen. Die vorhergehende Szene, die noch in Salzburg gespielt hat und in der er den Abschied darstellte, war schon ein erfolgreicher Versuch im älteren Fach. Die Zeit der Hosenrollen scheint ja auch wirklich vorbei zu sein, und in einer größeren Stadt läßt sich damit nicht reüssieren. Gewiß gehen auch in München viele Leute mit nackten Knien herum, aber einem, der noch unter Goethes Anleitung begonnen hat und fortspielt; [?] glaubt man sie eben nicht mehr. Wenn nicht alles trügt, wird in München zwischen Weimar und Oberammergau entschieden werden müssen und trotz der Passion, die die Münchner sonst für diese Note haben, jene bevorzugt werden. Immer wieder versucht er noch die Verbindung und das macht sich dann so:

29. April. Nun rollt mein Hab und Gut schon nach München, in ein paar Tagen roll' wohl auch ich! Als ich vor zehn Jahren Wien verließ, meint ich *mein Austragstüberl* zu beziehen. Und nun geht's noch einmal in die weite Welt. »Und so über Gräber vorwärts!«

schrieb in solcher Stimmung Goethe. Mein Trost ist ja: wie mich damals in Wien niemand vermißt hat, wird mich auch in Salzburg niemand vermissen; man ist höchst entbehrlich. Und die zwei Menschen und der Hund, denen ich, wenn ich sterbe, schon zunächst etwas fehlen werde, gehen ja mit mir.

Wieder wird die Hoffnung enttäuscht, daß sich aus Wien und Salzburg, wo ihn niemand vermissen soll, ein paar kräftige Ohos hören lassen werden. Und nun geht's noch einmal in die weite Welt! Von Salzburg nach München geht's und er nimmt den Tonfall für Punta Arenas mit. Sucht durch totale Vergessenheit die allgemeine Beachtung auf sich zu ziehen. Wo kommt das alles nur vor? Spielt er »'s Nullerl«, mit dem Schlagel: »Ka Mensch denkt auf mi«? Oder ist es »So leb denn wohl du stilles Haus«? Bin ich plötzlich eingetreten und habe die Familie aus der Hütte gejagt? »Und macht keinen solchen Lärm, euer Vater ist krank.« »Was fehlt ihm denn?« »Den Schwindel hat er. (Man darf's den Kindern nicht einmal sagen.)« (Alle Paar und Paar ab, sie sehen sich betrübt um, der Hund knurrt gegen Rappelkopf im Abgehen.) Der Franzel, der schmuck und fein ist und den ganzen Tag singt, ist natürlich der Werfel. Der Hausvater aber hat berechnet, daß das Zunageln der Kisten, in die die Bücher und jedenfalls auch die Tagebücher gepackt wurden, »fast auf den Heller genau so viel gekostet hat als vor zweiundzwanzig Jahren der Bau seines kleinen Hauses in Ober—Sankt—Veit«. Und gewiß viel mehr als die Grundstücke damals gekostet haben, in jenen Zeiten, wo ich zwar nicht beweisen konnte, daß sie Theaterkritikern geschenkt wurden, doch immerhin, daß nur 4 Gulden 25 Kreuzer per Quadratmeter gezahlt worden ist. Herrgott, waren das Zeiten! Steed war damals noch nicht bei den Times, aber Bahr bald darauf nicht mehr beim Tagblatt und der Herausgeber des Morning Leader erstattete das folgende Gutachten :

Ich wurde in Ihrer Angelegenheit von unserem Wiener Korrespondenten, Herrn White, ersucht, als englischer Journalist und Herausgeber meine Meinung auszusprechen über den Fall, daß ein Theaterkritiker über die Leistungen eines Theaters, dessen Direktor seine eigenen Stücke zur Aufführung annimmt, immer im lobendem Sinne bespricht. Ich kann Ihnen versichern, daß die Theaterkritik in der Londoner Presse bisher noch nicht zu einer so bedauerlichen Tiefe der Erniedrigung gesunken ist, und ich kann ihnen gleichfalls versichern, daß, wenn je ein Theaterkritiker ein so schändliches Verfahren einschlagen und dieses seinem Herausgeber bekannt werden sollte, er seines Postens auf der Stelle enthoben würde. Sie sehen also, daß meine Meinung über diese Frage eine sehr dezidierte ist.

Trotzdem habe ich den Prozeß, den der Theaterkritiker und sein Theaterrichter gegen mich angestrengt hatten, verloren, weil jener von diesem keinen Freiplatz zum Bau seiner Villa bekommen hatte, sondern nur einen zu ermäßigtem Preis. Doch weil damals nicht bewiesen werden konnte, daß der Grund, den der Bahr zum Bau seiner Villa hatte, einer der Gründe zu seinem Lob des Nachbars war, so wird seit damals behauptet, er sei mein Grund geworden, den Mann anzugreifen, dem ich in einem ungeschwornen, jedoch unverbrüchlichen Moralgericht obgesiegt hatte und der eben damals aufhörte, Theaterrichter zu sein. Der Anhang des Herrn Bahr wirkt mit dem Argument, das die Tatsache meines prozessualen Mißerfolges schlagend ausspielt, Wunder auf Schwachköpfe, denen nicht einmal die Frage einfällt, ob ich im Falle meines Freispruchs versöhnlicher die Stellung des Herrn Bahr in unserer Kultur betrachtet hätte, und vor allem, ob denn nicht schon der Grund meines

prozessualen Mißerfolges ein Angriff gewesen sein dürfte. Weil eine zehnjährige Polemik gegen den stärksten Verwüster unseres Literaturwesens sich durch weitere zwanzig Jahre fortgesetzt hat, anstatt in Begeisterung für ihn umzuschlagen, muß rein was Persönliches vorgefallen sein, also wie bei einem Kritiker, dem mit denkwürdiger Lückenlosigkeit nachgewiesen wurde, daß er von dem Augenblick, da er Autor desselben Theaters wurde, nicht nur seinen Tadel in Lob verwandelt, sondern auch sein schon gedrucktes Urteil für eine Buchausgabe redigiert hat, und der seit jenem Beweise es vorgezogen hat, nur noch Autor zu sein. Ich denke aber, daß meiner konsequenten Erwähnung der Angelegenheiten des Herrn Bahr ein weit weniger persönliches Motiv wird nachzuweisen sein als allem was er je ausgesprochen hat und ganz gewiß seinem Schweigen über meine Angelegenheiten, das er seit Jahrzehnten mit dem Knirschen verbissener Gefühle, doch mit einer an ihm erstaunlichen Konsequenz betätigt. Freilich könnte der Zustand in der einfachen Tatsache begründet sein, daß er nichts von mir liest. Denn da hat er neulich am Sonntag die Sünden seiner buchkritischen Tätigkeit — die er noch ausübt — mit einer Offenherzigkeit gebeichtet, von der man vermuten würde, daß sie ihn zum freiwilligen Verzicht auch auf diesen Zweig des Geschäftes bewegen müßte, denn nach seinen Geständnissen scheint es da noch viel unsauberer zuzugehen als in der Theaterkritik. Er richtet also bekanntlich jetzt in München seine Bibliothek ein und entdeckt — was ich mir schon immer gedacht habe —, daß er eigentlich lauter Schund besitzt. Ja, früher, da habe er noch Bücher — was gerade auch nicht vertrauenerweckend ist — »persönlich erlebt«:

Seit ich aber dann später allmählich ein gewisses kritisches Ansehen gewann, überwachsen mich Bücher, nach denen ich gar kein Verlangen, zu denen ich gar kein Verhältnis habe, die nur ungerufen ins Haus kommen, bloß weil sich der Verfasser oder der Verleger von mir ein paar empfehlende Zeilen in irgendeiner Zeitung erhoffen. Früher war mein Problem, die mir notwendigen Bücher zu beschaffen, jetzt wird mein Problem immer mehr, wie ich mich des Schwalls unerbeten aufgedrungener Bücher erwehren soll. Ich komme, wenn ich noch so fleißig bin, kaum mehr dazu, mir auch nur die Hälfte der Bücher, die keuchend der Postbote herbeischleppt, anzusehen. Wer will mir's da verdenken, daß ich, oft bis zur äußersten Erschöpfung übermüdet, weder Kraft noch Lust habe, nun erst noch auch nach den anderen zu fragen, nach Büchern, mit denen mich der Postbote verschont? Wie nun aber, wenn ich, im Andrang gleichgültiger Bücher erstickend, gerade von den entscheidenden verschont bliebe? Dies wäre doch immerhin denkbar. Es könnte sein, daß ich also gar nicht nach eigener Auswahl lese, sondern nach der Betriebsamkeit der Verleger. Und es könnte sein, daß es nicht bloß mir so geht, sondern der ganzen Buchkritik überhaupt. Der Geschäftsgeist geschickter Verleger allein wär's schließlich, durch den bestimmt würde, was gelesen wird, und unsere Literatur wäre nicht der Ausdruck unserer Dichter, sondern der Ausdruck des Geschmacks, den diese Verleger bei den Lesern voraussetzen. Vielleicht wird sich später einmal herausstellen, daß in unserer Zeit einige wirkliche Dichter lebten, von denen wir nur nichts erfuhren, weil keiner von den geschäftskundigen Verlegern sich ihrer annahm. Und während ich verzweifle, ratlos, wohin ich mit dem Ansturm von Einsendungen soll, fehlen in meinen angestopften Bücherstellen vielleicht gerade die

vier, fünf namenlosen Werke, die dereinst allein von dieser ganzen Zeit übrig geblieben sein werden.

Noch nie habe ich ihm so vorbehaltlos zugestimmt. So ist es und nicht anders. Er hat bisher nur nach der Betriebsamkeit der Verleger gelesen und gepriesen. Freilich, zum Verzweifeln, zur Ratlosigkeit, wohin er nun mit dem Ansturm von Einsendungen soll, ist keine Ursache. Er übertreibt da ebenso, wie mit der Tragik der Übersiedlung, wie mit dem Schreck über die Entlassung Steeds und die eigene Professur. Da ist noch zu raten. Er soll es so machen wie ich, und den Schund, anstatt seine Bücherstellen damit anzustopfen und gar andern Leuten noch zu empfehlen, ganz einfach verkaufen. Denn da wird mit jedem Buch nur ein einziger Käufer angesmiert und der Gewinn fällt armen Kindern zu und nicht reichen Verlegern. Er brauchte sie bloß alle von der Absicht, Dreck in Nahrung zu verwandeln, irgendwie in Kenntnis zu setzen, und ich garantiere ihm, daß sich der Ansturm legen wird. Wie indes die vielen Hilfsbedürftigen, die auf ihn als einen mehr geistigen Wohltäter blicken, ein solches Zuzugsverbot ertragen werden und was die Zahllosen, deren Bitte um ein paar empfehlende Zeilen ihre sofortige Entdeckung bereits zur Folge hatte, zu diesem Widerruf sagen werden, ist eine andere Frage. Und andererseits täusche sich der Optimist nicht über die Gewißheit, weil er künftig vom Schund unbelästigt bleibt, darum auch schon des Wertes habhaft zu werden. Auch muß nicht gerade deshalb eines der vier, fünf Werke, die dereinst allein bestehen werden, ihm unbekannt geblieben sein, weil sich der Verleger dafür nicht einsetzte. Sondern es kann auch dem Verleger untersagt worden sein, es ihm zu schicken, um den ohnedies übermüdeten Kritiker nicht total kaputt zu machen, und es könnte sogar sein, daß ein Autor ihn noch dann schonen will, wenn er sich bereits erholt hat. »Die letzten Tage der Menschheit« ihm zu schicken, habe ich schon mir selbst streng untersagt. Kein Postbote hat gekeucht. Ich kanns nicht beweisen, da es eine negative Tatsache ist, aber man muß es glauben. Indes, ich will bei der Post anregen, daß nur künftig für die wichtigsten unter den unzählbaren Fällen, wo ich ein Buch von mir einem Kritiker nicht zugehen lasse, Rezepisse ausgestellt werden. Damit nicht am Ende die Verehrer des Herrn Bahr meine Beurteilung seines Wirkens auf eine unterlassene Empfehlung des meinigen zurückführen.

Der Zeit ihre Kunst

GESPROCHEN AM 13. JUNI

Wohl weiß ich, daß wenn es je eine Primadonna gegeben hat, von der das Nestroysche Wort gilt: »Aus Neid sein die Nachtigall'n hin wor'n im Nest«, dies auf Herrn Alexander Moissi zutrifft. Wenn ich indes den Satz lese: Daß er damit Abend für Abend ein übervolles Haus fesselt, widerlegt am nachdrücklichsten die törichte Behauptung, daß »diese« Zeit in Dingen der Kunst das richtige Urteil verloren habe. Die Zeit ist nur ein Instrument wie ein anderes und wer sie, wie Moissi, tönend zu bewegen vermag, den nennt eine jede ihren Künstler — so denke ich, daß Herr Auernheimer zwar auch ein sympathisches Talent ist, daß jedoch die Wirkung des Herrn Moissi die Behauptung, diese Zeit habe in Dingen der Kunst kein Urteil, nicht so sehr widerlegt als bestätigt. Will ich

aber genau erfahren, worin diese Wirkung besteht und was sich jetzt auf der Bühne ziemt, so frage ich nur bei der Zuckerkanndl an:

Solcherart ist Moissis erschütternde, geheimnisvolle Wirkung. Daß er eines modernen Heldentums *Verseelung* bedeutet. Sein Wesen ist es, das leuchtend wird, Strahlen aussendet, in Herzen zu *singen* beginnt. Und das dort wirbt. Einschmeichelnd, süß, beschwörend, kindlich, unbeugsam, *Tat fordernd, fanatische Güte zur Gottheit erhebend*. Welche Wandlung ist durch seine Kraft der Einfachheit, der verinnerlichten Anmut, der schlichten Würde und der *tragischen Entselbstung* dem Begriff Pathos geworden. Und wie wundervoll hat dadurch Moissi das Publikum zu wandeln vermocht. Wie folgt es *ergeben* dem Qualitätsdiktat dieser sanften und doch unerbittlich hohen Forderungen! *Wie hat es von Moissi gelernt, auf den exzitierenden Rhythmus des klassischen Heldenpathos zu verzichten*. Und der *keuschesten Ökonomie* einer *beinahe verschämten* Seelen—Offenbarung seine Hingabe zu schenken.

Da hat sie ja ganz recht, die der Zeit ihre Kunst zumessende Zuckerkanndl. Wenn ich hin und wieder, aber in der Tat öfter hin als wieder, aus dem Grab meiner Zeugenschaft in das Licht dieses Kunstlebens auferstehe, so kommt es vor, daß ich die Andacht des Auditoriums durch eine Heiterkeit störe, die durch strafende Blicke der in ihrem Recht auf Weihe Beeinträchtigten noch verstärkt wird, aber, wie ich wohl weiß, unstatthaft ist. Darum vermeide ich wieder die Gelegenheit durch ein Jahrzehnt, nach welcher Zeit ich dann mitten während der Offenbarungen der keuschesten Innerlichkeit schon dermaßen frivol und ausgelassen werde, daß die Sitznachbarn, wenn sie nicht wüßten, daß ich nur niederreißen kann, kurzen Prozeß mit mir machen würden. In Wahrheit jedoch habe ich gerade in solchen Augenblicken, die mir wie gesagt selten genug zuteil werden, die ernsthafteste Anerkennung für die Anspruchslosigkeit des Publikums. Seine ganze Empfänglichkeit ist ja nichts als ein einziger Verzicht. Nur bin ich nicht gleich der Zuckerkanndl der Ansicht, daß die heutige Schauspielkunst, als deren Repräsentant mit Recht Herr Moissi angesehen werden dürfte, das Publikum gewandelt hat, sondern ich meine, daß eher das heutige Publikum die Schauspielkunst gewandelt hat, wobei freilich noch immer der Respekt am Platze wäre vor einer Bescheidenheit, welche die Ergebnisse dieses Prozesses dankbar und bewundernd hinnimmt. Denn wengleich ich noch besser als eine Kulturschwätzerin weiß, daß die Zeit gerade die Schauspielkunst bildet — die anderen Künste, die eigentlichen, erliegen nur einer miserablen Zeit und bringen schon dadurch, daß sie ihr erliegen können, den letzten Dreck hervor —, so kann ich doch immer wieder staunen, daß die heutige Lebensform der Bühnenform, die sie sich geschaffen hat, nicht selbst überdrüssig wird, an ihr, vor ihrem Spiegel nicht zum schauernden Bewußtsein ihres Unwerts erwacht, sondern daß die Menschen sich stolz zu den Augen und Ohren bekennen, die sie haben, anstatt sie in der Garderobe abzulegen. Wenn das Publikum wirklich von Herrn Moissi gelernt hat, auf den exzitierenden Rhythmus des klassischen Heldenpathos zu verzichten, so dürfte ihm dieser Verzicht umso leichter geworden sein, als es ja gar keine andere Wahl hatte, indem eine Erscheinung, die über jenen exzitierenden Rhythmus verfügte, dank den geistigen Daseinsbedingungen der Epoche einfach nicht vorhanden war. Ferner wäre es auch verfehlt zu glauben, daß der vorhandene Moissi eine andere Wahl hatte, bevor er etwa eines Tages der sich ihm anbietenden Möglichkeit, ein Matkowsky zu sein, heroisch entsagte, um nur aus Gefühl für die Zeiterfordernisse ein Moissi zu bleiben. Wohl ist die Zeit, die ihre Kunst hat — sie gehört schon ihr —, durch den

Mangel an Matkowsky und durch einen Vorrat an Moissi hinlänglich charakterisiert, aber daß sie, indem sie den Vorrat genießt, auch auf den Mangel stolz sein muß, wäre eine Übertriebenheit, die einer so verinnerlichten und mit so keuschen Mitteln arbeitenden Zeit gar nicht ansteht. Ich denke freilich — wenn ich als einer, der der Zeit ihre Kunst gönnt und billiger Weise beide verabscheut, da überhaupt dreinreden darf —, daß auf keinem Gebiete der Kulturkritik mehr geschwätzt und dreister gelogen wird als auf dem der Theaterpsychologie und ich glaube, daß diese nun noch die einzige Instanz, die immer ein unmittelbares Empfinden in Theaterdingen hatte, nämlich das Publikum, verschmockt hat. Selbst das Ungeziefer, das jetzt im Theater sitzt, wäre als Masse noch befähigt, auf szenische Eindrücke richtig zu reagieren und wenigstens das Niveau der Zeit zu halten, die es ausgeheckt hat wie sie die Kunst geschaffen hat, die ihm gefällt. Aber wie sollte ein Publikum, das doch wirklich nur durch die lauteste Ablenkung von den valutarischen Interessen, mit denen es ein Parterre betritt, gebändigt werden kann, ausgerechnet »dem Qualitätsdiktat dieser sanften und doch unerbittlich hohen Forderungen ergeben folgen«, wenn es nicht Zeitungen läse und dem Quantitätsdiktat dieser zudringlichen Reklame noch ergebener folgte, die ihm jegliches Mitmachen und Tun, als ob man im Banne wäre, schlechthin beibringt. So weit dieses Publikum noch naiv ist, kann ihm zwar das, was Herrn Moissi fehlt, an ihm imponieren, aber keineswegs das, was die Kritik daraus macht. Wenn es in diesem Betrieb überhaupt etwas Echtes gibt, so ist es die tiefe Wurzellosigkeit eines Urteils, das, seit zwanzig Jahren gewohnt, das heroische Maß von Herrn Reimers abzunehmen, sich nicht etwa bescheidet, die zeittümliche Engbrüstigkeit epigonischem Pathos vorzuziehen, sondern sie gegen die Kraft ausspielt, deren Rhythmus man schnöde vergessen oder nie erlebt hat und gar nicht fähig wäre, sich vorzustellen. Wie ratlos diese Frechheit vor dem Problem der Bühnenschöpfung steht, zeigt sie mit versöhnlicher Drolligkeit, wenn sie ihren Liebling selbst dort zu preisen versucht, wo ihn kein apartes oder gefälliges Nebenbei, aus dem die Kritik ihre Adjektive und Superlative holt, davor bewahren kann, jene »tragische Entselbstung« vorzuführen, die — denn beim Johannes Vockerat läßt sich allseits nachhelfen — eine rein schauspielerische Aufgabe ihm unerbittlich bereitet. Ich kann mir den Franz Moor des Herrn Moissi besser vorstellen als die Leute, die ihn und keinen bessern gesehen haben. Aber sollte mir etwas entgangen sein, so wäre doch auch ich durch den Trost, den einer dieser Lobschmierer Herrn Moissi gespendet hat, reich entschädigt. Böse Menschen, führte er aus, haben keine Lieder, Herr Moissi hat solche, folglich ist er kein böser Mensch und seine Leistung als Franz Moor bedeutet zwar »einen Defekt des Genies Moissi«, jedoch »eine Anerkennung des Menschen Moissi«. Es mag mir nicht ganz gelungen sein, das Deutsch zu rekonstruieren, aber es war das Urteil. Herr Moissi muß demnach ein derart miserabler schlechter Kerl gewesen sein, daß dieser Theaterrichter, so empfänglich für Eindrücke wie jener Bauer, der einen guten Franz Moor gesehn hatte, davon Abstand nahm, an ihm beim Bühnentürl Vergeltung zu üben. Gewiß ein Beweis, daß das Publikum des Herrn Moissi schon völlig gelernt hat, auf den exzitierenden Rhythmus des klassischen Heldenpathos und alle Folgerscheinungen zu verzichten. Aber man erfährt daraus ferner, daß Lewinsky, der, wie auch den Schmöcken der Zeit bekannt sein dürfte, ein guter Franz Moor war, ein schlechter Kerl gewesen sein muß. Sollte sich trotzdem herausstellen, daß er ein noch besserer Mensch war als Herr Moissi, indem er es etwa in der keuschen Ökonomie einer beinahe verschämten Seelen—Offenbarung sogar verschmäht hat, sich von Reportern und Lebenslaufburschen ausfratscheln zu lassen, so würde in die Begriffe der schauspielerischen Wertbe-

stimmung ein völliges Durcheinander kommen. Wenngleich er nun aber wirklich einer war, dessen Wesen »beschwörend, unbeugsam, Tat fordernd« und meinetwegen selbst »fanatische Güte zur Gottheit erhebend« schien, so unterscheidet sich Herr Moissi doch zu seinem Vorteil dadurch von ihm, daß es ihm allerdings nicht gegeben war, auch süß und einschmeichelnd zu sein, so zu leuchten und vor allem so in die Herzen zu singen wie Herr Moissi, dessen Geigenton es tatsächlich beiden Geschlechtern der Kritik angetan hat. Andererseits wieder bin ich überzeugt, daß jener, der keine Lieder hatte, keine Prima-donna, ja nicht einmal ein Tenor war, keine Nachtigall, ja nicht einmal ein Star — daß er, um dem Begriff Pathos die schlichte Würde, ja die verinnerlichte Anmut zuzuführen, die wahrlich seine Geistigkeit im Triumph über ein sprödes Außenwesen errungen hat, es auch nicht nötig hatte, vor dem Auftreten in Begleitung eines Klavierspielers Skalen zu üben, weil er es nicht unerläßlich fand, für Shakespeare, und selbst für Tolstoi, wenn er ihn gespielt hätte, fünf Minuten lang »Haa — haaa« zu machen, und ihm der Kehlkopf schon von selbst parierte, wo nur der Kopf beschlagen war. Um dem naheliegenden Verdacht zu entgehen, daß ich hier als Kulissenplauderer spreche, muß ich bekennen, daß der Meister der Verseelung das Pech hatte, die Übung in einem abgesonderten Raum eines Hotels vorzunehmen, in dem außer einem Klavier auch ich mich befand, der über Ersuchen eines Angestellten gern für eine kurze Weile in den Nebenraum ging, um die Lektüre der Zeitungen fortzusetzen. Aus diesen entnahm ich, daß jener am selben Abend den Hamlet spielte, ich hörte ihn von nebenan, freilich nur die erste Silbe: Haa —. Die Auffassung war mir neu, ich hatte nie zuvor so etwas gehört und auch gar nicht gewußt, daß es das gebe. Ich hatte an dem Abend zu singen.

* * *

Jetzt wird es mir allerdings schwer fallen, dem Vorwurf zu begegnen, daß dieses kleine Separeeabenteuer mit Herrn Moissi, um das mich gewiß viele seiner Verehrerinnen beneiden, während wieder andere — oh ich weiß — ihn beneiden werden und manche sogar beide; daß also etwa die Beschämung, weil ich ihm den Platz für Koloraturen einräumen mußte, mich nachträglich gegen ihn verstimmt habe. Aber zum Glück kann ich beweisen, daß ich seit jeher ein Vorurteil gegen Herrn Moissi gehabt, daß ich die Übertragung des Kainzzeichens der Schauspielkunst auf seine noch weit schwächere Grazie immer für einen Beweis des Fortschritts ihres Rückschritts gehalten und nur die echten Theaterwirkungen, die er mit seinem kommunistischen Manifest erzielt hat, vollauf anerkannt habe. Auch war ich ja vielfach enttäuscht, weil Herr Moissi, der knapp vor dem Krieg Verse des Adalbert Sternberg (aus dem uradeligen Hause der) zu Ehren Hohenzollerns und Habsburgs öffentlich aufgesagt hatte, der es sich sodann nicht nehmen ließ, für Deutschlands Ehre in den Krieg zu ziehen, und noch als Austauschgefangener in der Schweiz einer der gefürchtetsten deutschen Patrioten war, also später mehr Wert auf seine welsche Abkunft legte als die politische Konstellation unbedingt erfordert hat, um dann eben, alle nationalen Vorurteile über Bord werfend, als Bolschewik aufzutreten und schließlich, als dieses Bekenntnis weniger den Bestand der deutschen Republik als die internationalen Gastspiele zu gefährden drohte, allen Interviewern, die es hören wollten, zu versichern, daß er es nicht so gemeint habe, es sei ein bedauerliches Mißverständnis, er sei zwar ein Menschheitsverbrüderer, aber sonst ein ganz umgänglicher Mensch, denn böse Menschen haben keine Lieder und der Mensch ist gut. Da nun die Menschheit darin schon einig zu sein scheint, trotz blutigem Leid und allen

Hungersorgen, uno tenore von dem einen Tenor zu reden, und selbst die hohe Politik, deren Vertreter ich allerdings für niedrige Subjekte halte, sich nicht scheut, einem Schauspieler die Reklame zu besorgen, für die die Impresarios heute offenbar nicht ausreichen, so konnte es geschehen, daß Herr Moissi als Gast der italienischen Regierung der Konferenz in Genua, die freilich danach war, beigewohnt hat. Es scheint — und Herr Moissi nennt bereits den Lloyd—George seinen »großen Kollegen«, dem er begeistert applaudiert habe — ein ganz ähnlicher Fall von Kapitulation der Diplomaten vor den zugkräftigeren Komödianten zu sein wie die Ernennung der Sängerin Jeritza zum Ehrenmitglied der Völkerbundliga, die freilich auch danach ist und deren Präsident, ein ehemaliger k. u. k. Botschafter, vor aller Welt und ohne vor Scham den Landsleuten ein Beispiel des Untergehens zu bieten, das Bekenntnis ablegt, die Frau Jeritza habe »durch ihre gottbegnadete Stimme, ihre Schönheit und ihre Kunst in Amerika mehr für Österreich geleistet als alle Diplomaten, Politiker und Delegierten«. Das Erstaunliche ist nur, daß es trotz der Frau Jeritza und trotz allem, was schon vor dem Krieg der Männergesangsverein für uns in Amerika getan hat, uns noch immer so schlecht geht. Ob Herr Moissi in Genua etwas ausgerichtet hat, muß sich erst zeigen. Hätte jedoch die italienische Regierung erfahren, was wir hier in Österreich aus dem Neuen Wiener Journal wissen, daß nämlich Herr Moissi zwar vielleicht in einer der sieben italienischen Städte geboren ist, die sich darum streiten, aber eigentlich ein Albanier ist und zwar ein nicht ganz ungefährlicher, so hätte sie sich gehütet, die vielen Reibungsflächen, die es ohnehin schon zwischen den Völkern gibt, weil die diplomatischen Zünder das so haben wollen, noch um die eine zu vermehren. Moissis Gattin, die in Genua mit Lloyd George konferiert hat, verrät es den Lesern des Neuen Wiener Journals, zu denen auch ich zähle, aber nur wegen des Hermann Bahr, damit ich am Sonntag auch eine Gaudee habe. Moissis Gattin lernt also albanisch, denn es hat sich plötzlich herausgestellt, daß Moissis Ahnen aus Albanien stammen, ja daß ein Vorfahr, den sie in der Geschichte Albaniens selbst entdeckt hat, ein tapferer Feldherr Skanderbegs war, der auch den Prinzentitel bekam. Da nun freilich heute auch die albanischen Zigarettfabrikanten den Prinzentitel führen, während die deutschen mehr anthroposophischen Bestrebungen zugeneigt sind, so wäre das noch nichts besonderes, wenn nicht Moissis Gattin — die gleichfalls Schauspielerin ist — durchaus den Ehrgeiz hätte, »daß Moissi sofort mit dem Prinzen Wied und anderen Kronprätendenten konkurrieren sollte«. Dieses Anerbieten, wiewohl es nicht von der Konferenz in Genua, sondern von Moissis eigener Gattin ausging, habe er »empört zurückgewiesen«, denn er »will beileibe nicht das Zeppter Lears mit der albanischen Krone vertauschen«. Aber warum das Zeppter Lears? Dieses liegt Herrn Moissi noch lange nicht und lieber würde ich mir ihn noch als Prinzen von Albanien anschauen. Es scheint jedoch bloß eine Rollenverwechslung vorzuliegen und es dürfte sich wohl darum handeln, daß Herr Moissi die Rolle des Herzogs von Albanien im »König Lear«, für die seine Mittel zur Not ausreichen, empört zurückgewiesen hat. Vorläufig sind jedenfalls wichtigere Dinge zu erledigen, Frau Moissi muß den Interviewer entlassen, »denn ihr Mann habe ihr versprochen«, sich — nicht etwa ihr — einen neuen Hut zu kaufen und »dieser Moment darf nicht versäumt werden«. Denn man hat ja keine Ahnung, was für ein Ereignis das ist. Moissi ist nämlich »der bescheidenste Mensch, den man sich denken kann« und es bedarf immer »vierzehntägiger Szenen und manchmal auch Tränen, bis Moissi zu bewegen ist, für sich selbst Geld auszugeben«. Nun würde die Frage, für wen er es ausgibt, da er ja so viel einnimmt, um mit Albanien auch Österreich sanieren zu können, gewiß kein öffentliches Interesse berühren, wiewohl sie sich ja selbst

der Öffentlichkeit aufgedrängt hat, diese Frage. Wenn nicht eben die Angelegenheiten der Komödianten, so bescheiden diese sonst auch sein mögen, einen so großen Raum der Publizität besetzten, daß man heute schon in keine Zeitungsspalte gucken kann, ohne auf die Innerlichkeit zu stoßen, mit der sie die Dinge, die nur sie angehen, den Interviewern auf-tischen. Es hat ja schon vor Herrn Moissi Bühnensieger gegeben, die mehr aus sich machten als vorhanden war, die selbst ihre Bescheidenheit übertrieben und denen im Banne dieser Autosuggestion die Pferde von den Eseln ausgespannt wurden. Aber das gibts doch erst jetzt, daß uns, wenn am unglücklichsten Tage blutend alles Volk verstummt und wir eben gelesen haben, wie in Blumau eine sechzehnjährige Arbeiterin von einem glühenden Stück Eisen in den Rücken getroffen wurde, gleich auch erzählt wird: »Moissi winkt ein paar jungen Mädchen zu, die ihn grüßen«. Das gibts doch erst jetzt, daß die Villa, die Herr Moissi in Mödling besitzt, an den Bericht über Kriegsblindenheimstätten stößt und daß an die Rubrik »Todesfälle« die Konstatierung anschließt: »Moissi bedauert es durchaus nicht, den venezianischen Frühling mit dem Pfingstfrühling von Wien vertauscht zu haben: 'Gestern abend bin ich von Venedig weggefahren; aber so traumhaft schön es dort war'« — Euer Gnaden wissen eh. Das hats ja immer gegeben, daß ein Schauspieler, der hier gastiert, den Zeitungen versichert hat, er preise sich glücklich, wieder in seinem geliebten Wien zu sein und Wien sei die schönste Stadt Europas und speziell der ganzen Welt. Aber das gibts gewiß erst jetzt, daß ein Tenor außer diesem Bekenntnis noch über seine Weltanschauung befragt wird. »*Wenn ich meine Weltanschauung durch einen Begriff präzisieren soll, so kann ich nur sagen: ich bin Christ*«, bekennt Herr Moissi. Aber er ist es — was schon die Höflichkeit gegenüber einem Vertreter der Neuen Freien Presse zu sagen gebietet — »nicht etwa im Sinne konfessioneller Dogmen, sondern *im Sinne der Bergpredigt* und der tolstoianischen Gewaltlosigkeit, die man ja auch als Edelanarchismus bezeichnet«. »Als Künstler«, setzt er für alle Fälle hinzu, »bin ich aber selbstverständlich auch extremer Individualist«. All dies glaubt Herr Moissi sagen zu müssen, um das »bedauerliche Mißverständnis« zu zerstreuen, durch das man ihm »seinerzeit eine terroristische Gesinnung zuschrieb«. Er will ja nicht ganz in Abrede stellen, daß sich bei ihm »in schlaflosen Nächten vielleicht der Spleen entwickelt hätte, Danton oder Napoleon nicht mehr auf der Bühne, sondern im Leben zu spielen«. Aber die Genueser Konferenz habe ihn »von solchen Neigungen gründlich kuriert« und überhaupt »lehne er jede Propaganda der Tat entschieden ab«. Auch nehmen die internationalen Gastspielverpflichtungen seine Zeit ohnedies voll in Anspruch. »Von Finnland fuhr ich nach Bukarest und von dort wieder nach Christiania. Im überfüllten Theater Carol Cel Mare in Bukarest wurde ich mit solchem Jubel überschüttet, daß mir der Abschied von dort wirklich schwer fiel.« Und man hat ja auch tatsächlich nichts davon gehört, daß Herr Moissi die Gelegenheit benützt hätte, gegen die bestialische Folterung gefangener Kommunisten durch die Bukarester Machthaber zu protestieren. In Czernowitz wurde er ganz zu Unrecht das Opfer antideutscher Demonstrationen, aber in Bukarest hat ihn niemand als Kommunisten agnosziert. Er erzählt von seinen Triumphen in Kopenhagen, Stockholm und Christiania, also in Gegenden mit der höchsten Valuta, und er faßt seine Erinnerung an diese schöne Reise in das Aperçu zusammen, er habe heuer »ein Nomadenleben« geführt, wogegen allerdings zu sagen ist, daß das Auskommen der Nomaden nur selten durch Agenten garantiert zu sein pflegt. Moissi versichert noch, er würde sehr gern den »Timon von Athen« spielen (vermutlich auch lieber in Athen als in Wien), »aber, seufzt er, leider hat sich noch kein Dichter gefunden, der das Stück entsprechend bear-

beitet hätte«. Diesen Seufzer kann ich nur damit beruhigen, daß eine entsprechende Bearbeitung zwar von mir vorhanden ist, daß ich aber nicht daran denke, sie Herrn Moissi zu überlassen. Noch ein anderer Wunsch soll ihm nicht in Erfüllung gehen. Er drückt dies so aus:

In Wien möchte ich sehr gern vor den großen Massen spielen. Das Volk soll *den Moissi* zu sehen bekommen, und ich bin überzeugt, *der Moissi* würde dem Volke gefallen ... Aber leider scheitert mein Wunsch immer an organisatorischen Schwierigkeiten und an den Eifersüchteleien der Arrangeure. Und weil die Arrangeure streiten, bekommen die großen Massen *den Moissi* nicht zu sehen ...

Das verhallende Melos der entsagungsvollen Punkte hat der Interviewer der Stimme des Moissi abgelauscht. Und es ist ja gewiß traurig, wenn man bedenkt, daß den großen Massen auch sonst vieles abgeht. Aber — ein Vorschlag zur Güte im tolstoianischen Sinn — der Moissi hat es in der Hand, ohne auf die Eifersüchteleien der Arrangeure die geringste Rücksicht zu nehmen und geradezu im Sinne der Bergpredigt, sich den großen Massen auf eine Art zu nähern, welche zugleich die einzige Propaganda der Tat wäre, der sein Edelanarchismus nicht widerstreben müßte und keine organisatorische Schwierigkeit widerstehen könnte. Er brauchte bloß den Entschluß zu fassen, anstatt vor den großen Massen einmal für die großen Massen zu spielen. Er brauchte die großen Massen, wenn sie denn schon durch technische Hindernisse den Moissi nicht zu sehen bekommen sollen und insbesondere darauf verzichten müssen, sich von den »wichtigen Retuschen« zu überzeugen, die sein Hamlet, sein Fedja und sein Oswald jetzt erfahren haben, er brauchte sie bloß dadurch zu entschädigen, daß er sie wenigstens an den materiellen Erfolgen, die ihm seine bourgeois Auditorien verschafft haben, teilnehmen läßt. Auch als abgeklärter Kommunist wird Herr Moissi nicht leugnen können, daß gerade die großen Massen derzeit noch mehr als nach dem Fedja und seiner Tat fordernden Innerlichkeit nach der Tat selbst hungern, daß ein Stück Brot wichtiger ist als die wichtigsten Retuschen jeder Rolle und jedes politischen Bekenntnisses, und daß es sich jetzt mehr um die Erfüllung jener Lebensnotwendigkeiten handelt, deren Auffassung leider immer die unerbittlich gleiche bleibt. Und gerade als Edelanarchist wird er sich wieder nicht der Einsicht verschließen können, daß sich von den Edelvaluten, die auf dem weiten Weg von Finnland über Bukarest nach Christiania erworben wurden, für jenen frommen Zweck etwas erübrigen ließe, was, in Kronen umgewechselt, ungezählte Millionen und in Rubeln eine schon gar nicht vorstellbare Summe ergeben würde. Wir haben aus dem Munde der eigenen Gattin gehört, daß Moissi der anspruchsloseste und bescheidenste Mensch ist, den man sich denken kann, und daß es erst vierzehntägiger Szenen und manchmal auch Tränen bedarf, bis er zu bewegen ist, für sich selbst Geld auszugeben. Da nun dank dem Irrwahn der neuen Theatermenschheit Geld in einer Fülle vorhanden zu sein scheint, wie sie nie zuvor von einem reisenden Virtuosen ins Verdienen gebracht wurde, aber auch Tränen in Fülle, die ihn bewegen müßten, es für andere auszugeben, so ist gewiß seine Bescheidenheit bisher der Grund gewesen, daß wir von ihm in einer einzigen Rubrik der Zeitungen noch nicht gelesen haben, nämlich in jener, die die Spendenausweise enthält. Natürlich darf man nicht bezweifeln, daß Herr Moissi, dessen Innerlichkeit bloß die Publikation seiner Glaubensbekenntnisse nicht verwehrt, längst im Stillen sein tolstoianisches Scherflein beigetragen hat. Aber es handelt sich um eine Angelegenheit, bei der die Reklame einfach unerläßlich ist, weil diese die Propaganda einer Tat bedeuten würde, die nicht nur als solche selbst Hilfe bringt, sondern auch als Beispiel dem Zweck eine gar nicht absehbare Förderung si-

chert. Sollte Herr Moissi von den gigantischen Gastspielhonoraren, die er nur in diesem Jahre seines Nomadenlebens gesammelt hat, bereits ein paar Millionen Kronen an die großen Massen in Wien abgegeben haben, oder wenn dies mehr im Stil seines Tolstoiismus wäre, an jene hungernden Russen, die dort gerade zwischen Finnland und Bukarest sterben, so trete er aus seiner Reserve hervor, lasse alle schlecht angebrachte Bescheidenheit fahren, bekenne es frei wie seine sämtlichen Glaubensbekenntnisse und insbesondere das letzte, und ich werde der erste sein, der von diesem als dem seriösesten Aufhebens macht. Ich werde schreiben: »Wenn ich seine Weltanschauung durch einen Begriff präzisieren soll, so kann ich nur sagen: er ist Christ.« Stellte es sich heraus, daß er insgeheim sich im Geben gar als Verschwender betätigt hat, so werde ich bereit sein, ihm meine Bearbeitung des Timon zu überlassen, zur Anerkennung des Menschen Moissi und weil ich dann der Überzeugung wäre, daß ihm diese Rolle besser liegt als der Franz Moor. Als Leser des Neuen Wiener Journals bin ich unter allen seinen menschlichen Vorzügen bisher nur von seiner Bescheidenheit unterrichtet und allenfalls noch von seiner Pietät, da er nämlich die Frage einer Berliner Dame, warum er denn bei Sekt ergreifende Reden über das Elend der Arbeiterkinder halte und für diese seinen herrlichen Brillantring noch nicht zu Geld gemacht habe, mit der Versicherung beantwortet hat, dieser Ring sei ein teures Andenken, ein Geschenk, das ihm der Zar von Rußland einst bei seinem Petersburger Gastspiel verehrt habe. Es ist eine Anekdote und ihre Wahrheit wird in ihrer Erfindung liegen, deren Möglichkeit sich durch die beinahe verschämte Art, in der Herr Moissi Wohltaten übt, hinreichend begreift. Der Ring des Herrn Moissi, der, wenn er ihn überhaupt besitzt, so wenig ein Ring des Zaren sein dürfte wie er der Ring Ifflands ist, den jeweils der beste deutsche Schauspieler erbt, ist nur ein Symbol, und um zu erweisen, daß dieses Symbol bloß einen unverschuldeten Schein deckt, brauchte sein Besitzer nichts zu tun, als die Wahrheit stolz zu bekennen und dem nächsten Interviewer die Summen anzugeben, die er bereits für den Teil der Menschheit gespendet hat, der einst von eben jenem Zaren beherrscht wurde. Sollte er in der Hetzjagd des Nomadenlebens, das ihn durch so viele Länder wie Rollen, an so vielen Zeitungen wie Weltanschauungen vorbeiführt, bisher wider Erwarten nicht dazu gelangt sein, so fordere ich ihn auf, es nachzuholen und zwanzig Millionen österreichische Kronen — eine Summe, die doch jetzt leider nur ein Teilchen seiner Jahreseinnahme ausmacht — an die Künstlerhilfe für die Hungernden Rußlands zu überweisen. Versäumt er auch dies im Drange der Geschäfte und in der Hetze eines Nomadenbetriebs, bei dem man wirklich heute in Stockholm nicht weiß, wo man morgen in Christiania auftreten wird — versäumt er es: so kann ich nur die inbrünstige Hoffnung hegen und ausdrücken, daß vor diesem Beispiel keuscher Ökonomie einer beinahe verschämten Seelenoffenbarung eine öffentliche Meinung, die sich weiterhin an dem lauterem Gold in der Kehle des Herrn Moissi entzücken mag, doch hinreichend abgestumpft sein wird für die unermüdlichen Ansprüche, die das Urchristentum des Herrn Moissi an die öffentliche Beachtung stellt, und hinreichend empfänglich für den Greuel, daß das Wort »Bergpredigt« von geschminkten Lippen in schmierige Federn fließt!

* * *

Und die Gelegenheit, die mich vor dieser lieber die andere Hoffnung aussprechen läßt: daß Herr Moissi der Christ sein werde, der er ist, will ich nicht vorübergehen lassen, ohne auch zu sagen: daß, wie immer man zu dem Problem stehen mag, ob diese Zeit mehr nach dem Ebenbilde ihrer Kunst oder

diese Kunst mehr nach dem Ebenbilde ihrer Zeit geschaffen ist und ob sie auf einander mehr oder weniger stolz sein können daß heute doch wohl kein Genosse dieser Zeit und kein Genießer dieser Kunst von dem überwältigenden Grausen unberührt sein dürfte vor den Mitteln, die der Betrieb dieser Zeit dem Betrieb dieser Kunst zu Gebote stellt. Wäre selbst nach meinem so absoluten und so wenig einverständlichen und gemeinverständlichen Maß in Betrachtung der künstlerischen Dinge die Größe des Herrn Moissi als eine solche vorhanden, vor der alle großen Schatten der Schauspielkunst, die Erinnerung an die Sonnenthal und Baumeister, Mitterwurzer und Matkowsky, zu Phantomen versinken, so wäre doch nebst der hysterischen Ökonomie dieser Tage, die jeden Wert überzahlt, die Fülle an Ruhm und Reklame, die in der Panik einer zerkrachenden Welt den Bühnenliebbling überschüttet, ein moralisches und geistiges Armutzeugnis der Zeit. In diesem Jahr, da Millionen Hungers gestorben sind und einer ein bescheidenes, wengleich auskömmliches Nomadenleben geführt hat, sind wohl keine andern zwei Worte so oft gedruckt worden wie die Worte »Abgrund« und »Moissi«. Doch, eines: Reinhardt. Ja, das Chaos, in dem wir leben, ist so übermächtig, daß wir schon manchmal nicht mehr wußten, ob unsere Rettung von der täglich verheißenen Ankunft des Herrn Reinhardt oder der Intervention des Herrn Morgan abhängt. Kam uns der Moissi als Pfingstwunder ins Haus, so erstand uns Reinhardt zu Ostern und beide haben in Erwartung der Geschäfte, die sie hier machen werden, Wien für lebensfähig erklärt, beide am Busen der herbeigeeilten Reporter ihr Entzücken über eine Kultur ausgeteilt, in der alles bis hinunter zum Laib Brot nur für den Feinschmecker geschaffen ist, über jenes Spielzeug Kultur, mit dem noch alle politischen und theatralischen Gaukler, die vor uns oder mit uns ihr Spiel trieben, das hungernde Kind beruhigen wollten. Wir haben viel weniger darüber erfahren, ob es im nächsten Winter erfrieren wird, als darüber, ob die Herren Reinhardt und Wildgans wegen des Redoutensaals zu einem Einverständnis gelangen werden, und selbst darüber leben wir noch in banger Ungewißheit dahin. Immerhin ist es wirklich geschehen, daß das Mistblatt, das für ein Weltblatt gehalten wird, weil es sich selbst dafür hält, ein Interview veröffentlicht hat, das, unsere Erwartung raffiniert steigernd, mit den Worten begann:

In dem Ringstraßenhotel, in dem Max Reinhardt abgestiegen ist, wird seine Anwesenheit von dem gesamten Hotelpersonal sorgfältig geheimgehalten, da sich Reinhardt vorläufig noch sozusagen inoffiziell aufhält und erst am Dienstag nach Ostern sein Inkognito zu lüften beabsichtigt ... Darum weisen der Hotelportier, der Liftboy und der Zimmerkellner alle Neugierigen, die auf Reinhardt warten, mit einem geheimnisvoll bedauernden Achselzucken ab.

Da es aber dem einen, gestützt auf seine Autorität, denn doch gelungen ist — Wem gelingt es? Trübe Frage, der das Schicksal sich verummmt, wenn am unglücklichsten Tage blutend alles Volk verstummt —, so erfahren wir etwas, was vielleicht den Bann unseres Verhängnisses zu lösen imstande ist:

Obwohl Reinhardt während seines Wiener Aufenthaltes ein riesiges Arbeitsprogramm zu bewältigen hat *und daher von vornherein entschlossen war, alle Wege im Auto zurückzulegen, so verführt ihn dennoch* die Anmut der im Ostersonnenschein schimmernden Straßen bisweilen zu kleinen Fußwanderungen, und immer wieder spricht dieser für Schönheit jeder Art so empfängliche Stimmungsmensch sein Entzücken über Wiens heimliche Musik aus, die in der Architektonik, in der Kunst dieser Stadt so wunderbar lebt *und die er so lange entbehren mußte.*

Der Arme, was muß der gelitten haben! Aber wenn sich vielleicht unter der Tortur dieser Geistigkeit, in der die Sonnenmorize des Elends spotten, das der Herr Reinhardt zu Fuß zu durchmessen sich entschlossen hat, und die in Wahrheit unsern tieferen Jammer bedeutet — wenn sich in der Gehirnpest, die einen Weltkrieg erzeugen und überleben konnte, doch noch ein Instinkt für die reinere Luft der Schöpfung erhalten hat, so kann er sich aus der schmutzigen Lüge, von der die Kulturwerte bis in ihre letzten Ornamente längst an die Parasiten verpfändet sind, in die Sehnsucht retten, daß auf einen Umsturz, der uns nur die Monarchen genommen hat, einer folgen werde, der uns auch von den Journalisten befreit!

Glossen

DIE NACHKOMMEN VON MOZART UND BEETHOVEN, VON

SCHUBERT UND JOHANN STRAUSS

oder

DIE KÜNSTLERISCHE SCHÖNHEIT EIN GRUNDSTOCK UNSERER

EXISTENZ, DIE AUCH AUF DER TATSACHE BERUHT, DASS WIR

FREMDE ANLOCKEN

*Verpfändung der Gobelins,
Für die Kredite der Entente.*

Wien, 15. Februar

Nun sollen doch die Gobelins daran glauben müssen. Wir haben noch keine Meldung über *die Einzelheiten* und es wäre dringend zu wünschen, daß die Regierung sich entschlöße ... damit nicht täglich neue Versionen auftauchen, die *den Blick verwirren* ... alle Kreise der Universität, der Kunstinstitute und der Museen haben ein brennendes Interesse ... Die Künstler und Universitätsprofessoren, die Rektoren und Direktoren haben scharfen Protest erhoben ... gegen Angriffe auf unseren kulturellen Besitzstand ... Wir müssen wissen, was die fremden Regierungen veranlaßt hat plötzlich auf die Gobelins zu greifen ... *Wieso kommt es*, daß ... man uns im Nachhinein noch *eine Wunde zufügt*, die bei vielen Tausenden von Kunstverständigen *den lebendigen Nerv* berührt? Da ist ein ungeklärter Hintergrund ... noch an unser *kulturelles Edelgut*, an einzigartige Kunstwerke greifen werden ... einen *Putsch gegen die Kunstwerke* ... Es ist somit die Hoffnung berechtigt, daß die äußerste Anstrengung gemacht wird, um zu verhindern, daß die *Teppiche* außer Landes kommen ... Wenn es gelänge, diese Sicherheit durchzusetzen ... dann wäre *die wichtigste Sorge beruhigt* ... Es ist jedoch unbedingte Pflicht des Ministeriums, auch hierüber authentische und offizielle Auskünfte zu geben, *damit wir nicht im*

Dunkeln tappen und schließlich und endlich doch noch die Gobelins verlieren.

Jedenfalls brauchen wir gründliche Information und schleunigste Mitteilung über sämtliche *Einzelheiten*. Denn *nicht um die Gobelins allein* handelt es sich ... Wer durch die Marmorhallen der Hofmuseen geht, wer den *Glanz der Rüstungen*, die Wunder der kunstgewerblichen Sammlungen, die grandiose Fülle von Statuen und Bildern sieht, *dem rinnt es eiskalt über den Rücken* bei dem Gedanken, daß irgend ein barbarischer Philister einmal behaupten könnte, daß all diese Herrlichkeiten gar nicht mehr zu unserer Lage passen, daß wir viel zu arm und viel zu bedürftig sind, um sie für uns zu behalten ... als hätten wir nicht die ernsteste Verpflichtung gegenüber *unseren Kindern und Kindeskindern*, als wäre nicht die *künstlerische Schönheit ein Grundstock unserer Existenz, die auch auf der Tatsache beruht, daß wir Fremde anlocken und ein Zentrum der Lebensfreude* bleiben, damit wir nicht in gänzlicher Einsamkeit *verrecken* müssen und jeden Anwert bei jenen verlieren, *die in uns die Nachkommen von Mozart und Beethoven, von Schubert und Johann Strauß erblicken* ... Die Regierung sollte unverweilt der ganzen Öffentlichkeit den Stand der Gobelinfage darlegen, sie sollte insbesondere mit voller Zweifelfreiheit versichern, daß die Gobelins im Lande bleiben. Wenn dieses Zugeständnis erreicht wurde, *dann wird die Wunde weniger brennen und die Sorge gemildert*. Dann würde *das Publikum sich beruhigen* und die *Ängstlichkeit* verschwinden. *Aber die Ungewißheit ist unerträglich.*

Von wem ist das? No von wem wird es sein, ganz richtig: von einem Nachkommen von Mo —, von Be —, mit einem Wort von einem Nachkommen des alten Bi —, ach was red ich, also vom jungen Beethoven. Und nun wird man vielleicht glauben, daß auf diesen Kanevas mein Teppich »Alles, nur nicht die Gobelins!« gestickt wurde? Ja Schnecken. Er war fertig und das Leben kam wieder einmal nach dem Wort. »Man kann sich vorstellen«, was ich gelitten habe: »die Sorge«, daß einer glauben könnte, ich hätte es jenem nachgeschrieben und es wäre nun unvollkommen. Man unterscheidet in der Geschichte der österreichischen Hungersnot drei Aufstände wegen der Gobelins. Das Epigramm und die Betrachtung »Die Treuhänder der Kultur« wurden nach dem zweiten Aufstand geschrieben. Als sie in Druck gingen, brach der dritte aus. Hätte ich erst diesen auf mich wirken lassen, so wäre ja alles noch viel schöner geworden. Wenn die Nachkommen von Mozart und Beethoven, von Schubert und Johann Strauß einem doch nur Zeit ließen, daß man ihnen nachkommen kann! Aber kaum hat man etwas geschrieben, kommen sie einem nach und machen es noch schöner. Wieso kommt das? Bedächten sie doch, daß ihre künstlerische Schönheit, durch die sie Fremde anlocken (falls diesen schon vor gar nichts graust), ein Grundstock meiner Existenz ist und das Zentrum meiner Lebensfreude!

* * *

DER ALTE LEDERER

... Als Fritz Lederer am 20. Dezember aus der polizeilichen Haft auf Grund einer vom Regierungsrat Weybora getroffenen Vereinbarung entlassen wurde, erschien Dr. Horn im Sicherheitsbüro

der Polizeidirektion und soll hier ... Den Namen des alten Herrn Lederer habe er jedoch in diesem Zusammenhang nicht genannt, Er habe ... an mehrere Täter gedacht, vielleicht auch an die Person des alten Herrn Lederer. Er habe auch nicht vor dem Staatsanwalt Immendörfer den Namen des alten Herrn Lederer genannt ... da er ja wußte, daß der alte Lederer das letzte Rad an dieser Affäre sei ... erklärte, wenn auch Dr. Horn mir gegenüber den Namen des alten Herrn Lederer nicht genannt hat, so hatte ich doch den Eindruck, daß der alte Lederer auch gemeint war ... als er ihm sagte, daß der alte Herr Lederer bereit sei, im Wege einer Haftungserklärung die Schulden seines Sohnes zu übernehmen, sehr aufgeregt erwidert habe: »Ich bin überzeugt, daß der alte Herr Lederer den Staatsanwalt bestochen hat und daß Geld gegeben wurde.« Der Name des alten Herrn Lederer ist, erklärte der Zeuge, bestimmt von Dr. Horn genannt worden..

Wie man sieht, handelt es sich nicht nur um den Unterschied zwischen dem alten Lederer und dem alten Herrn Lederer, sondern auch offenbar zwischen diesen beiden und dem jungen Lederer. Der Unterschied ist schwer, aber doch.

* * *

DER JUNGE KORNGOLD

den man dagegen sehr leicht vom alten Korngold unterscheiden kann, sagt in einer Polemik gegen einen Frankfurter Musikkritiker:

Liegt aber einmal ein solcher weiterreichender Theatererfolg vor, dann ereignet sich etwas Merkwürdiges, vor allem eine auffällig ungleiche Behandlung. Während nämlich dieser Erfolg bei *begünstigten* Komponisten, das ist bei jenen, die man entdeckt zu haben oder parteimäßig fördern zu müssen glaubt, triumphierend als Bekräftigung für den Wert des Werkes ausgerufen wird, wird er bei *nichtbegünstigten* oder gar mißliebigen Komponisten gegen das Werk und dessen Wert ausgespielt ... Und wehe, wenn diese mit einem der so seltenen Opernerfolge beschenkten, *nichtbegünstigten*, unbequemen, mißliebigen Komponisten etwa nach ihrer musikdramatischen Überzeugung einer Verschmelzung des symphonisch—dramatischen Stils mit dem melodisch—dramatischen zustreben ... während es, wenn eine Tonfolge der *begünstigten* und propagierten Komponisten ihren Ursprung allzudeutlich verrät, von diesen sofort lobend heißt, sie hätten eben jenen Puccini ins Deutsche übersetzt ... Und nun noch eine Schlußbemerkung. Als ich die Absicht dieser Abwehr äußerte, wollten mich Verlag, *Angehörige*, Freunde wohlmeinend davon abhalten ... denn wenn ich auch tausendmal im Rechte ... *hetze* ich nur doch, *noch mehr als zuvor, ein großes Blatt auf den Hals, ja möglicherweise die ganze Kritik* usw. *Vielleicht bin ich noch zu jung*, um mich mit solchen Opportunitätsgedanken zum Nachteil von Recht und Wahrheit zu bescheiden. *Umdeutungen, Einschüchterungen und Vergeltungen* schrecken mich nicht; *die Musikwelt kennt bereits die bezüglichen Methoden und schätzt sie entsprechend ein*. Und nicht einen Augenblick fürchte ich, daß die *unvoreingenommene deutsche Kritik*, von deren Seite ich bisher dankbarst in Lob

wie Tadel ernste Beurteilungen meines Werkes, ernste Würdigungen meines Strebens erfahren habe, sich mit dem Verhalten des Herrn Dr. Karl Holl irgendwie solidarisch fühlen könnte.

Also die *ganze* Kritik wird sich der junge Korngold trotz diesem unvorhergesehenen schnöden Angriff gegen den alten Korngold nicht auf den Hals hetzen. *Ein* großes Blatt bleibt ihm auf alle Fälle gewogen und die bezüglichen Methoden der Umdeutungen, Einschüchterungen und Vergeltungen, die die Musikwelt bereits kennt und entsprechend einschätzt, werden gewiß nicht zu seinen Ungunsten verwandt, das heißt angewandt werden. Denn man unterscheidet so genau wie er selbst zwischen begünstigten und unbegünstigten Komponisten, wenn man auch schwer genug unterscheiden kann, was bei einem Erfolg vom jungen Korngold und was vom alten Korngold ist. Also es wird ihm schon nicht fehlen. Gewiß, er ist noch zu jung und bedarf der väterlichen Führung, und ein Vaterherz grollt nicht, auch wenn einmal ein unvorsichtiges Wort gefallen ist. Das macht eben die Jugend und eine unvoreingenommene deutsche Kritik hält sich ans Werk und nicht ans Wort. Natürlich wird er versprechen müssen, es nicht wieder zu tun. Die Angehörigen, die ihn wohlmeinend abzuhalten suchten, haben ganz recht gehabt. So etwas tut man einfach nicht.

* * *

DER ALTE KORNGOLD

der eben noch ein berechtigtes Interesse zu haben schien, mäßigend auf das Kind einzuwirken, »daß Sturz und Unfall ihm nicht begegne, zugrund unrichte der teure Sohn«, erscheint vom polemischen Drang mitgerissen. Während der alte Lederer sich mit Händen und Füßen gegen die Zumutung wehrt, für sein Fleisch und Blut den Staatsanwalt beeinflussen zu haben, geht jener hin und enthüllt einen Kunstbetrieb, wo mit »Personenkultus« und mit »Verschleierungen« gearbeitet wird? Ja, was treibt denn diese Familie? Hat sie denn gar kein Geheimnis? Kaum hat der Sohn über die Schnur gehauen und wider den Stachel gelökt, so kommt der Vater und tut desgleichen? Wie die Jungen zwitschern, so singen die Alten? *Gracchi de seditione querentes* können zusperrern: Korngolds klagen über Verschleierung! Der alte Korngold will keine Verschleierung mehr, sondern gibt zum erstenmal offen zu, daß er einen Sohn habe, und eben das habe ihm schon so viel Mißdeutungen zugezogen, jetzt aber will er einmal alles sagen. Auch ihn hat ein Freund »abbringen« wollen, er solle nicht über Richard Strauß die Wahrheit sagen, der nämlich einen Konflikt mit dem jungen Korngold gehabt hat, man wird es darauf zurückführen, aber gerade deshalb sagt er die Wahrheit. Da bekommt man Dinge zu hören! Nie habe er den Sohn gefördert, gleich dem alten Lederer war er das letzte Rad am Triumphwagen, konträr, ein Hemmschuh. »Nicht zuletzt über Anregung des Blattes, dem er die Ehre habe anzugehören« (mir gesagt), habe er bisher geschwiegen und »schon im Bewußtsein des unerschütterten Vertrauens seiner Leser«, die ja bekanntlich eine Generalversammlung abhalten und Musikkritiker, die Familienväter sind, entlassen können. Aber alles ist unwahr, »alles von wem immer, wann immer, und an welcher Stelle auch immer Vorgebrachte, Nachgesprochene oder Nachgeschriebene« (gegen mich gesagt), alles ist aus der Luft gegriffen. Es stand bloß nicht in seiner Macht, die Wiener Aufführungen des Sohnes zu verhindern, aber er hat ihn »gerade durch möglichste Hintanhaltung« derselben »lange nur gehemmt und benachteiligt«. Was sagt man. »Beweis dessen die Verdächtigungen, die immer wie-

der gegen den Vater des Sohnes wegen versucht werden«. Wem sagen Sie das, selbstredend wird der Beweis, daß etwas nicht wahr ist, dadurch erbracht, daß es behauptet wird. Beweis dessen auch »die Vergeltungen, die gegen den Sohn des Vaters wegen geübt werden«: indem es doch klar ist, daß man den Sohn gerade deshalb nicht aufführt, weil der Vater ihn unterdrückt. So groß ist eben der Einfluß. Aber er kennt die »Methoden« wie der Sohn sie kennt, und fürchtet die »Vergeltungen« so wenig wie der Sohn sie fürchtet. Denn die Korngolds haben bei allem Gegensatz, der jetzt zum erstenmal offenbar wird, das Gemeinsame, daß sie unerschrocken sind. Der Vater fürchtet nicht einmal die Mißdeutungen, die sich eben aus der Tatsache, daß er ein so einflußreicher Kritiker und der Sohn ein so großes Talent ist, organisch ergeben und die am besten aus der Welt zu schaffen wären, indem entweder jener diesen total unterdrückt oder selbst auf eine Tätigkeit verzichtet, die ja immer wieder den Schein einer Beziehung herstellen muß, welche jedoch, wie wir nun von kompetentester Seite hören, tatsächlich nicht besteht. Aber er fürchtet auch nicht einmal die Begünstigungen, die aus dem Grunde der Verwandtschaft mit dem Musikkritiker der Neuen Freien Presse dem Komponisten zuteil werden könnten. Er ist eben unbeeinflussbar. Alles was für den Sohn geschieht, geschieht »nachweisbar gegen seine Intentionen«. Alles was gegen den Sohn geschieht, ist Vergeltung an dem unabhängigen Kritiker. »Unser Rechtsgefühl« — wir waren früher Advokat in Brünn — »erkennt und verzeichnet« ja auch die den andern jungen Komponisten »zugefügte Zurücksetzung«. Von Richard Strauß verlangen wir zwar nicht, »daß er es für seine Pflicht ansehe, während seiner Direktionsführung seine Opern und sein Schaffen zurückzustellen«, aber doch. Damit gegen unsere Intentionen öfter Opern vom jungen Korngold aufgeführt werden können. Bei denen wir doch selbst unsere musikkritische Tätigkeit zurückstellten und nur ein Stellvertreter, natürlich auch völlig unbeeinflusst und ohne jede Rücksicht auf uns, für unsern Sohn sich begeistert hat ... Alles in allem enthüllt sich ein düsteres Familienbild. Der Vater hat, da »vom ersten Erscheinen des Wunderkindes an« die Verdächtigungen losgegangen sind, von der Geburt des Wunderkindes an gegen dasselbe Stellung genommen und es nicht aufkommen lassen, wo und wie er nur konnte. Man glaubte in der Öffentlichkeit, er habe ihm Ruhm zu trinken gegeben, aber er hat es nur im Wachstum gehemmt. Der Sohn setzte sich trotzdem durch. Es kam zu fürchterlichen Auftritten. In der Familie und in der Direktionskanzlei. Der Sohn hat sich dort aufgeführt, da es Richard Strauß nicht tun wollte. Der Vater wollte ihn schon längst nicht aufkommen lassen. Der Sohn griff einen Frankfurter Kritiker an, der ihn auch nicht aufkommen lassen wollte. Der Vater wußte sich keinen Rat mehr, sondern flüchtete in die Öffentlichkeit und griff Richard Strauß an, wiewohl dieser durch möglichste Hintanhaltung der Wiener Aufführungen ganz nach seinen Intentionen gehandelt hatte. Die Öffentlichkeit, in die sich alles geflüchtet hat, weil der Rahmen der Familie so viele Erlebnisse nicht mehr fassen konnte, ist ganz konsterniert. Wenn alles unwahr gewesen ist, so müßte sie auf ein Motiv des Wiener Lebens verzichten, das an Popularität den Müller und sein Kind abgelöst hatte. Ja, da sieht man, wohin es führt, wenn der bekannte Vaterkonflikt noch durch eine gemeinsame Leidenschaft für Musik verschärft wird. Aber andererseits besteht doch wieder Hoffnung, daß gerade diese Interessengemeinschaft eine Grundlage für eine Verständigung schaffen wird. Vielleicht erfolgt gegen das Zugeständnis des Sohnes, daß er nicht mehr in der Zeitung polemisieren und in der Direktionskanzlei aufbegehren werde, das des Vaters, daß er ihm fortan kein Hindernis mehr in den Weg legen wird. Die Öffentlichkeit läßt sich gar zu leicht erschrecken. »Der eigene Vater der Protektion be-

schuldigt« und »Das eigene Kind ins Wasser geworfen«? Nicht doch, sie sind ja im besten Einvernehmen und sie schreien nur so, weil die andern nicht mehr mitmachen wollen.

* * *

DER JUNGE LEDERER

— aber da weiß man nur, daß er enthaftet ist.

* * *

KUNSTKRITIK

— Mit seiner noblen Getragenheit und klangvollen, frischen Wärme. — — Man hat ihn in den letzten Jahren selten gehört, nun erfreulicher Weise wieder häufiger. Er ist zwar aus der alten Schule, aber aus einer, die nie veraltet. Sein Vortrag —
Aha, Ersatz für Winkelmann! Sofort engagieren!
— hat die satten Farben der alten Meister — —
Ah so, ein zweiter Makart! Sofort ausstellen!
— — außerordentlich wirkungsvoll und an dem Vergnügen, ihn zu hören —
Ah so, also doch Ersatz für Winkelmann?
— änderte nichts, daß er ein Idealbild eines Beamten malte — —
Man bewunderte das Geschick und die feinen Farben, mit denen er an dem Bild im Goldrahmen pinselte —
Ah so, aha, also doch ein zweiter Makart?
— und als dann ein inniger Appell um Milde kam — die Bitte um bedingte Verurteilung konnte kein Gehör finden — fand er, wenigstens bei den Zuhörern im Auditorium, bewegte Gemüter.
Ah so — der Doktor Steger! Da bin ich schön hereingefallen!

* * *

NOCH EINE BOTSCHAFT

an die Neue Freie Presse, die diesmal aber anderen Gewinn bringt, der »Abschiedsgruß. des amerikanischen Geschäftsträgers Arthur Hugh Frazier an die Wiener Musiker«:

»Ehe ich von der sympathischen Bevölkerung Wiens Abschied nehme, *deren Geduld* und Standhaftigkeit ich während des strengen Winters, der nun glücklicherweise ein Ding der Vergangenheit ist, bewundert habe, möchte ich mich noch mit einer besonderen Botschaft an die Musiker wenden, um ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken.

O, ich bitte —

Ich weiß, daß selbst unter normalen Verhältnissen ihre Existenz nur allzu oft eine schwierige ist, daß in der Zeit, da sie sich auf langem dornenvollen Wege die technische Fertigkeit ihrer Kunst aneignen, Heimsuchungen und Entbehrungen ihr Los sind.

Ach ja —

Die düsteren Tage, welche dem Umsturz folgten, vergrößerten die Schwierigkeiten des täglichen Daseinskampfes;

O gewiß —

trotzdem haben die Musiker Wiens inmitten der immer wachsenden Hindernisse mutig die edlen Traditionen, die ihnen die großen Meister als Erbteil hinterlassen, weiter auszugestalten und zu erhalten verstanden. Sie haben den Ruf der Stadt Wien als einen unvergleichlichen musikalischen Mittelpunkt gewahrt und dadurch die Dankbarkeit aller Musikfreunde erworben.

Zu gütig —

Es ist mein glühender Wunsch, daß Wien immer den Rang als führende Musikstadt einnehmen möge.

Vivat, Crescat, Floreat!«

Er heißt Frazier, aber er ist nicht von Nestroy. Trotzdem erinnert es an den Dialog zwischen dem Titus Feuerfuchs und dem Friseur Marquis, der ihm so dankbar ist: » — — nichts bleibt mir übrig, als ihnen Beweise meines Dankes — « »O, ich bitte!« » — — ich weiß nicht, wie ich meinen Dank, — mit Geld läßt sich so eine Tat nicht lohnen — « »O, ich bitt', Geld ist eine Sache, die — « »Die einen Mann von solcher Denkungsart nur beleidigen würde.« »Na, jetzt sehen Sie, — das heißt — « »Das heißt den Wert Ihrer Tat verkennen, wenn man sie durch eine Summe aufwiegen wollte.« »Es kommt halt drauf an — « »Wer eine solche Tat vollführt. — — « »Es gibt Umstände, wo der Edelmut — « »Auch durch zu viel Worte unangenehm affiziert wird, wollten Sie sagen? Ganz recht, der wahre Dank ist ohnedies stumm; drum gänzlich Stillschweigen über die Geschichte.« (Marquis ab.) Titus (für sich): »Der Marquis hat ein Zartgefühl; — wenn er ein schundiger Kerl wär', hätt' ich g'rad 's nämliche davon.

* * *

EIN FÜNFZIGJÄHRIGER

ist der Roda Roda.

So flogen ihm ungezählte Scherze zu, mit denen er Zeitungen und Bände anfüllte, um nun wieder das damals an den Tag Gebundene vom Wertbeständigen zu sondern, weniger schreibend als früher, und damit — *wie zu vermuten ist* — wartend, *bis die deutsche Mark wieder steigt und bis es sich sohin wieder auszahlt*, neue Bücher zu edieren

wird zu seinem Preise gesagt.

* * *

WAS MAN ALLES AUF LAGER HABEN KANN

**Schadchen, welche
Wiener Kaufleute auf Lager
haben, wollen ihre Adresse
bekanntgeben. Unter »Glück-
bringend 23902« an die Exp.**

Das stand im Neuen Wiener Tagblatt, das von jenen kommerziellen Kreisen gelesen wird, die hier für das Angebot sowohl wie für die Nachfrage in

Betracht kommen dürften. Es gelangt ja gewiß etwas wie eine höhere Gerechtigkeit darin zum Ausdruck, daß Wiener Kaufleute einmal auch selbst auf Lager gehalten und vielleicht sogar in Zeiten der Knappheit versteckt und dann hinaufnumeriert oder auch freibleibend sofort greifbar offeriert werden und was dergleichen Usancen mehr sind, die sie nun am eigenen Leib erfahren können. Aber es handelt sich noch um eine ganz andere Ware, um eine, die so sehr versteckt wird, daß von ihr gar nicht einmal die Rede ist. Es handelt sich um andere, dem Plan der Schöpfung noch nicht so entrückte Lebewesen, die etwas an ihrem Leib erfahren sollen. Es handelt sich nicht nur um einen Handel, der auf Erden, sondern auch um einen, der im Himmel geschlossen wird, und sich auf der Spitze dieses Dreckhaufens noch den Priester vorzustellen — und es könnte ja hinter dem Schadchen ausnahmsweise auch ein Gottesmann walten, der auf der Unlösbarkeit des Unternehmens besteht —: da möchte man doch in das hinterste Dschungel fliehen und die Jaguare und Hornvipern fragen, ob sie sich für die gewiß auch ihnen unerläßliche und immerhin wünschenswertere Fortpflanzung so schäbiger Mittel bedienen wie die Abonnenten des Neuen Wiener Tagblatts. Wofern man aber genug schmerzliche Phantasie hat, sich die soeben noch ahnungslosen Wesen vorzustellen, die, wenn die Annonce gewirkt hat und vom Schadchen das Glück gebracht ist, jene Wiener Kaufleute, eben dieselben, auf Lager haben werden — so möchte man ihnen schon jetzt zurufen: Laßt es nicht zu! Lasset euch, Ware der Ware, nicht begehren! Verschmähet das Glück! Eher mögen euch Leib und Seele verdorren, bevor ihr so zu Blüte und Frucht gelangt! Dienet und helft nicht, daß die Wiener Kaufleute sich fortpflanzen! Lieber ein Leben im Hurenhaus als eine Nacht im Warenhaus! Verbraucht euch selbst! Lebet euch selbst! Tötet euch selbst! Alles, nur eins nicht: Seid nicht auf Lager!

* * *

MERKS WIEN

Besondere Beachtung verdienen in dem Berichte Noblemaires die Äußerungen über Wien, die nicht bloß durch ihre Wärme einen starken Eindruck machen, sondern auch beweisen, daß der französische Deputierte über die Aufgabe und über die Zukunft unserer Stadt ein klares Urteil besitzt. Wien, so führte er aus, sei die wahre Hauptstadt, der notwendige Hauptplatz Mitteleuropas, die *Drehscheibe* des ganzen Donaugebietes und der vorgezeichnete *Rendezvousplatz* aller Nachbarvölker. Wien müsse die ihm gebührende Stellung auch weiter bewahren und der französische Deputierte ruft den Nachbarstaaten zu, daß sie begreifen mögen, welches Glück es für sie bedeute, eine Stadt wie Wien in ihrer Nähe zu haben und sich ihrer Organisationen bedienen zu können. Noblemaire richtet diesen Appell allerdings nicht bloß an die Nachbarstaaten, sondern auch an die österreichischen Bundesländer, und das ist gewiß eine bemerkenswerte Tatsache. Man weiß oft im eigenen Hause nicht voll zu würdigen, was man besitzt, und man muß bisweilen erst von einem Fremden aufmerksam gemacht werden.

Wem sagen Sie das! Aber wenn wir auch bisher nicht gewußt haben, was wir an der Neuen Freien Presse haben, einer Organisation, deren sich unter den Nachbarstaaten bisher wohl auch nur Ungarn bedient haben dürfte — daß Wien eine Drehscheibe und ein Rendezvousplatz ist, haben wir doch im-

mer gewußt, da wir ja auch das 8—Uhr—Blatt im Hause haben. Es braucht kein Geist vom Graben herzukommen, um das zu sagen, was jeder Nobelschani eh scho wissen tut. Wien ist der Rendezvousplatz aller Nachtbarvölker, jedes Tagblatt vermittelt ein Rendezvous mit jener Dame und manches Haus dient dem Fremdenverkehr, indem es eines jener Rendezvousehäuser ist, deren Bedenklichkeit im Polizeibericht darin zum Ausdruck kommt, daß dort ein— und ausgegangen wird und daß die, die es tun, einander die Türklinke in die Hand drücken, weshalb auch in solchen Häusern so oft die Türklinken ausgetauscht werden müssen. Jene öffentlichen Lokale aber, in die man von der Straße eintreten kann, haben sogar Drehtüren, und da das Drahn überhaupt unser Leben ist, so wird man uns doch nicht erzählen vollen, daß wir uns der Mission Wiens, eine Drehscheibe zu sein, nicht Tag und Nacht bewußt wären. Den Engländern haben wir sofort nach Streckung der Waffen das Café Westminster repariert und den Franzosen ist man jetzt entgegengekommen, indem man den Namen des Café Ritz beseitigt hat, damit sie es nicht mehr mit dem Hotel Ritz verwechseln, und es Bar Pompadour genannt hat, damit sie sich doch bißl angeheimelt fühlen. Es geschieht, was geschehen kann. Rita und Stew werden den aus Paris stammenden Hochstaplertanz tanzen, der eine mondäne Fortsetzung des weltbekannten Apachentanzes ist, und man muß wohl nicht besonders erwähnen, daß jenes Wien, das vollendete Tanzkunst liebt, Rita und Stew im Trocadero im rassigen Hochstaplertanz wird gesehen haben wollen. Nur ich muß es besonders erwähnen, weil es dasselbe Wien ist, das sonst vergißt, die Trauerflöre für seinen Kaiser in der Garderobe abzugeben.

Wien

In einer Straße des dritten Bezirkes
ist ein wutkranker Schakal aufgetaucht.

Nirgend auf der Hemisphäre
leben solche Mißgeburten
wie im Land der Habledjehre;
und jetzt tragen sie noch Gurten.

Aug vom Schwein, Hyänenpranke,
doch ein elegantes Tragen,
in den Köpfen kein Gedanke —
da muß man schon tulli sagen.

Drahn und obidrahn ihr Leben,
es ist eine eigene Sekte,
und mir wills den Magen heben
schon vor diesem Dialekte.

Taarlos — ! ist ihnen alles,
stets wird Kaiserwetter lachen.
Hat jedoch der Dreck den Dalles,
no da kann man halt nix machen.

Doch es kann ja nix geschehen,
darum nur sich nicht genießen,
denn man wird ja doch da sehen
oder gar net ignorieren.

Diese jüdisch—arschen Töne
kommen wie von einem Grimmen
und gebannt von Schönpflugschöne
hör ich schaudernd Wiener Stimmen.

Bot der Himmel was er konnte:
D'Geigerbuam die bestbekannten,
so erstehn am Horizonte
sogenannte Resitanten.

Aber zu den Drahdwaberln
zählt die mudelsaubere Nichte,
Mädchenbrüste sind Gspäßlaberln,
aber Mehlspeisen Gedichte.

Dort bei Sirk, gleich um die Ecke
gilt es, seine Zeit zu nützen.
Denn das Leben dient dem Zwecke,
teils zu wurzen, teils zu blitzen.

Schieber schieben auf dem Striche,
Stritzi, Mitzi, Kipper, Wipper.
Aber jener fürchterliche
Oberleutnant hat den Tripper.

Gustomenscherln gibts hienieden —
manche, die es hergegeben,
mit dem Tausch war wohl zufrieden,
denn sie kriegte was fürs Leben.

Nichts besteht. Jedoch zu haben
alles ist bei den Lemuren.
Gehn die Weiber gern am Graben,
sind dafür die Männer Huren.

Wie sie wackeln mit den Ärschen,
eingedenk der Lorbeerreiser,
gerne ließen sie beherrschen
wieder sich von einem Kaiser.

Müssen mit dem Feind sich fretten —
Katzelmacher haben Lire.
Weiber bieten ihre Betten
und die Männer stehn Spaliere.

Diesen ist es eine Ehre,
jene heben ihre Hemden,
alles hebt sich im Verkehre

mit den langentbehrten Fremden.

Also fahr' ma, also drah' ma
um und auf vom Turf zum Thury —
Hetz und Gstanz und Ramatama,
Pallawatsch und Remasuri.

Unterhalten, überhalten
und ein Griff tief in das Tascherl.
Ehe alles bleibt beim Alten,
trinken wir halt noch ein Flascherl!

Nichts gelingt in diesem Lande,
dem gemütlich faulen, holden,
wo der Dialekt instande,
den Verdruß dir zu vergolden.

Willst in hoffnungslosem Harren
telephonisch dich beklagen,
hält ein Kobold dich zum Narren
und wird gleich »Momenterl!« sagen.

Alles steht dir zu Gebote,
doch es steht. Und wie am Schnürl
geht es nur mit einer Note.
Oder auch durchs Hintertürl.

Alles steht herum im Raume,
alles hindert dich im Schreiten
und du lebst in einem Traume,
wo dich Lamien begleiten.

Auf Plakaten, grell und gräßlich,
stößt ein Eber seine Hauer
in das Leben — unvergeßlich
bleibe dir der Rockenbauer!

Tausendfacher Alpdruck täglich
soll dir ins Bewußtsein dringen.
Jenes Ungetüm, unsäglich,
kann die ganze Welt verschlingen.

Farbenbrüllend weist ein Satan,
wo die Quelle für den Durst ist,
doch das Maul vom Leviathan
zeigt, daß eh schon alles Wurst ist.

Magyar ember packt zuhause
Menschen an mit einem Messer.
Kurzerhand macht ers zur Jause
ab als der Salamifresser.

Pest der Straße, Fest der Presse,

diese prassen, jene fasten.
Tag und Nacht ist Teufelsmesse
zu den gräßlichen Kontrasten.

Unbewegt vom Untergange,
fühlos wo die Menschheit duldet,
wird dem Bürgersinn nur bange
nach den Mächten, dies verschuldet.

Kinder haben keine Windel
Ganz und gar in Seidenwäsche,
trauert dieses Erzgesindel
um die Majestät, die fesche.

Frierend läßt um eine Semmel
eine für ihr Kind sich hunzen.
Vormittag schon frißt bei Demel
eine pelzgefüllte Funzen.

Wie der Feschak, unerschlagen,
dieser süße, dieser satte,
ihr gleich »Kißtiand!« wird sagen
und »Was macht der Göttergatte?« —

grausend fühl ich die Gebreste
und das Chaos rings um diesen
und vor dieser einen Geste
welken alle grünen Wiesen.

Welch ein Ratschluß, daß hienieden
nur der Schuft gesund spaziere!
Blinde gibts und invaliden,
Göttergatten, Gürteltiere.

Welch ein Korso! Jene hungern,
jene mühn sich und ermatten.
Und um die Hoteltür lungern
Gürteltiere, Göttergatten.

Diese Mienen, diese Mähnen
sonderbar gekerbter Wesen!
Schwarzgelb fleckige Hyänen,
doch sie können Kurse lesen.

Seht, wie sie die Luft beglotzen,
eh sie sie den Menschen nehmen.
Und sie können Phrasen kotzen,
diese blutgenährten Schemen.

Daß von Müttern sie geboren,
nimmer möchte ich es glauben,
die, nachdem die Schlacht verloren,
unverzagt den Tod berauben.

Nein, dem Teufel, ich will wetten,
sind sie als ein Furz entsprungen
oder gar aus Operetten
in das Leben eingedrungen.

Und noch immer nicht genug war,
was für sie die Menschheit büßte,
deren Opfer ein Betrug war.
Und das Leben wächst zur Wüste.

Wölfe sind es, groß und greulich.
Wahrt das Blut, das euch geblieben!
Schon hat sich ein Schakal neulich
wütend hier herumgetrieben.

Moderluft erfüllt die Gasse,
denn es leben nur Gespenster.
Um zu atmen, rat ich, lasse
schleunig schließen alle Fenster!

(U n v e r k ä u f l i c h e r A n z e i g e n r a u m

V E R L A G , D I E F A C K E L , W I E N

DIE LETZTEN TAGE DER MENSCHHEIT

(Brosch. K 5600.—; Ganzleinen K 7600.—; Ganzleder inkl. Luxussteuer K 12.840.—)

Zu beziehen durch den Verlag »Die Fackel« und die Buchhandlungen.

Im Spätsommer erscheint: **Untergang der Welt durch schwarze Magie**

Im Druck: **Worte in Versen VI.**

Bestellungen nimmt der Verlag zum Originalpreis entgegen.

V E R L A G R I C H A R D L Á N Y I , W I E N

Karl Kraus und sein Werk / Von Leopold Liegler

27 Bogen Großoktav, auf holzfreiem Papier gedruckt, mit 5 Bildbeigaben und einer faksimilierten Satzkorrektur.

Nestroy, »Das Notwendige und das Überflüssige«,

bearbeitet von **Karl Kraus** (mit einer Notenbeilage).

Der Ertrag für wohltätige Zwecke.

Die Zusendung von Drucksachen, Ausschnitten, Einladungen, Manuskripten oder Mitteilungen irgendwelcher Art

ist unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Falle. Rezensionsexemplare werden verkauft, der Erlös wie auch die eingesandten Porti einem wohltätigen Zwecke zugeführt.

Inhalt der vorigen siebenfachen Nummer 588—594, März 1922:
Alles, nur nicht die Gobelins! / Die Treuhänder der Kultur / Grillparzer-Feier / Die Reichspost und der Krieg / Inschriften / Dorfkirchl schaut zu / Vom Straßendreck / Glossen / Vom Pfuirufen / An eine Heilige / Fernes Licht mit nahem Schein / Dein Fehler / Erlebnis / Dank / Vom Zuspätkommen / Notizen / Die Anzeige / Dichter für die Schule / Inschriften / Alpine Moralgesellschaft / Einzug in Paris / Wien im Lichte Molières / Die Bürger, die Künstler und der Narr

Die Numerierung der Hefte der Fackel wird von diesem an folgendermaßen vorgenommen: die einfache Nummer ist bis zu 28 Seiten stark, jede weitere hat 20 Seiten oder den sich ergebenden Teil, so daß die doppelte 32—48, die dreifache 52—68 Seiten usw. enthält.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: **Karl Kraus**
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstr. 3